

Hofgängerleben in Mecklenburg : Selbsterlebtes und Selbsterschautes von einem Berliner Arbeitslosen

Berlin: Glocke, 1896

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769915744>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Hofgängerleben
in
Mecklenburg

MK-

15128

(7)52

mk-15128(7)⁵²



UB Rostock

28\$ 010 362 320



Hofgängerleben

in

Mecklenburg.



Selbsterlebtes und Selbsterschautes

von einem

Berliner Arbeitslosen.

Mit einem Vorwort von A. Bebel.

Preis 25 Pfennig.

Berlin 1896.

Verlag: Expedition der Buchhandlung Vorwärts
(Th. Giese in Berlin).

M. 15/20. (7.) 52.



Hofgängerleben

in

Mecklenburg.



Selbsterlebtes und Selbsterschautes

von einem

Berliner Arbeitslosen.

Mit einem Vorwort von A. Bebel.

107

Berlin 1896.

Verlag: Expedition der Buchhandlung Vorwärts
(Th. Stocke in Berlin).



24. V. 1897.

V o r w o r t.

Die vorliegende Schrift ist einzig in ihrer Art. Ueber die sozialen Zustände auf dem Lande, auch über die der Landarbeiter ist in den letzten Jahren vieles veröffentlicht worden, was das öffentliche Interesse in Anspruch nahm, aber niemals hat bisher ein Arbeiter persönlich seine Erlebnisse geschildert. Daß das bisher nicht geschah, ist nicht zu verwundern.

Der eigentliche Landarbeiter befindet sich auf dem Lande, namentlich im Nordosten Deutschlands im Zustande vollkommenster Abhängigkeit von seiner Umgebung, speziell von dem Gutsherrn bezw. dem Pächter des Guts, auf dem er arbeitet. Seine Intelligenz ist unter dem geistigen Druck, unter dem er lebt, und bei der äußerst geringen Bildung und Erziehung, die ihm zu Theil geworden ist, eine sehr geringe und reicht in keinem Falle so weit, daß er den Muth und die Fähigkeit besitzt, sich über die ihn umgebenden Zustände zu erheben und vor aller Welt zu sagen, wie es ihm ums Herz ist. Wagte er es, er wäre ein verlornere Mann, seine Stellung wäre vernichtet und die Flucht nach der Stadt oder dem Industriebezirk wäre die einzige Rettung, die ihm bliebe. Diese Flucht wäre allerdings kaum mit sozialen oder materiellen Nachtheilen für ihn verknüpft, denn diese Flucht vollziehen jährlich Zehntausende freiwillig, weil ihnen die Idylle dort draußen unerträglich erscheint und weil sie in der Stadt oder in den Industriebezirken auf menschenwürdigere, ihnen lebenswerther erscheinende Zustände hoffen, als sie auf dem Lande je besessen. Der Umstand, daß diese Flucht von dem Lande nach der Stadt und den Industriebezirken eine schon seit Jahrzehnten dauernden, mit jedem Jahre umfassenderen Charakter annimmt — ein Vergleich der Resultate der Gewerbezahlungen in den Jahren 1882 und 1895 beweist das schlagend — zeigt, daß es sich hier um eine soziale Entwicklung handelt, die für die gesammte Landwirthschaft von den einschneidendsten Folgen ist und in Bezug auf die Arbeiterverhältnisse auf dem Lande eine Revolution bedeutet. An Stelle der auf dem Lande geborenen und erzogenen, also brauchbarsten Arbeitskräfte, treten als zeitweiliger Ersatz in immer weiterem Umfange Angehörige der industriellen Reservearmee, durch die die alte Form der Arbeitsverträge auf dem Lande gesprengt wird und die zugleich einen Geist des Widerstandes verbreiten und Ideen propagiren, wie sie bisher auf dem Lande fremd waren.

Es ist daher erklärlich, daß die aus den verschiedensten Ursachen dem platten Lande den Rücken kehrenden, nach den Städten und Industriebezirken strömenden Elemente niemand stellen, der die Ursachen dieser Erscheinung, d. h. die Zustände auf dem Lande schildert. Obgleich sie aus Unzufriedenheit über die Verhältnisse das platte Land verließen, haben sie, selbst wenn sie die Fähigkeit besäßen, im Augenblick des Wechsels der Existenz weder Zeit noch Möglichkeit, schriftstellerisch die Gründe zu schildern, die sie aus den alten Verhältnissen trieben. In die neuen Verhältnisse eingelebt, verlieren sie rasch das Interesse an der Vergangenheit, und so ist bis heute niemand aufgetreten, der es der Mühe werth erachtete, jene der Städte- und Industriebevölkerung fremden Verhältnisse zu enthüllen. Umgekehrt erklärt es sich aber, daß jemand, der aus höheren Kulturzuständen in diese niederen versetzt wurde, aufgereizt und empört durch das Erlebte zur Feder greift und schildert, was ihm vordem selbst fremd war und jetzt ungeheuerlich erscheint.

Vielleicht reizt auch die Veröffentlichung dieser Schrift den einen oder andern, der als Landarbeiter das Land verließ und als Industriearbeiter schließlich sich der sozialistischen Bewegung angeschlossen, seine Kenntnisse und Erfahrungen in Bezug auf die Zustände, unter denen er einst auf dem Lande lebte, zu veröffentlichen. Nur der Arbeiter, der diese am eigenen Leibe kennen lernte, vermag sachkundig zu schreiben und aufklärend zu wirken.

Das ist auch das Verdienst dieser Schrift. Einmal zeigt sie wie der Arbeiter „Bagabund“ wird, dann zeigt sie, welcher Energie und welcher Ueberwindung von Leiden es bei einem solchen „Bagabunden“ bedarf, damit er sich als ehrlicher Arbeiter über Wasser hält. Sehr viele von jenen, die rasch mit der stärksten Verurtheilung bei der Hand sind, sehen sie einen äußerlich herabgekommenen Menschen vor ihrer Thür oder auf der Straße, haben keine Ahnung von den schweren seelischen und physischen Kämpfen, die dieser Arme zu bestehen hatte, ehe er als ein Herabgekommener seinen lieben Mitmenschen gegenüber verabscheuenswerth erscheint. Und viele von jenen, die sehr rasch bereit sind, über einen solchen Mitmenschen den Stab zu brechen, würden wahrscheinlich, in die gleiche Lage versetzt, nicht einmal die moralische Widerstandsfähigkeit gehabt haben, die jene bewiesen haben, auf welche sie die Steine ihrer sittlichen Entrüstung werfen.

Es ist ungemein leicht und sehr billig, auf die Stromer und Bagabunden zu schimpfen, wenn man selbst nie im Leben in der Lage war zu wissen, wie es thut, Wochen und Monate ohne Arbeit und darum ohne Geld, ohne genügende Ordnung und Wäsche, hungernd und frierend von Ort zu Ort wandern zu müssen. Aber hat anfangs der Arbeitslose auch Geld, Kleidung und Wäsche

gehabt, wie bald ist das wenige Geld verbraucht, sind Kleidung und Wäsche abgenutzt und abgerissen, und dann erscheint er jedem, dem er begegnet, als ein Bild des Abscheues und erweckt Furcht. Denn schließlich erstirbt nicht nur der Sinn für die Reinlichkeit, sondern auch die Möglichkeit schwindet, sich noch reinlich zu halten, sobald Kleider und Wäsche aufs äußerste verbraucht sind, das Nachtquartier auf die Nachsicht mitleidiger Menschen hin in einem Stall oder einer Scheune aufgeschlagen werden muß.

Wochen und Monate lang in einem solchen Zustande allen Unbilden der Witterung und der Geringschätzung oder Verachtung der Gesellschaft ausgesetzt zu sein, die einen solchen Mitmenschen wie einen Aussätzigen behandelt und ihn durch ihre Polizeidiener und Gensdarmen wie ein wildes Thier verfolgen läßt, sobald der Arme zu betteln versucht — das bricht schließlich den steifsten Nacken und reißt die stärkste Moral zu Boden.

Und da ist es wieder interessant zu sehen, in welcher Weise der Staat seine Aufgabe auffaßt gegenüber solchen zu Boden getretenen Existenzen. Die Schilderung, die der Verfasser von dem Aufenthalt auf der Polizei und in dem Polizeigefängniß giebt, ist ganz darnach angethan, bei den Aermsten den letzten Rest des Gefühls für Menschenwürde zu ersticken und zu vernichten. Die einfache Schilderung dieser Vorgänge zeigt, daß selbst in der Hauptstadt des Reichs der Gottesfurcht und frommen Sitte, in welcher die Kirchen wie Pilze nach einem warmen Sommerregen emporstießen, die primitivsten Einrichtungen fehlen, die vermöchten, diesen Armen einen wirklichen Schutz zu bieten. Wenn es aber so in der Hauptstadt des Reichs aussieht, wie mag es erst anderwärts aussehen?

Die Ueberweisung an die Landespolizeibehörde bezw. an das Armenhaus ist dieser Weisheit letzter Schluß. Schafft den „Bagabunden“ von der Straße, und man hat ihn für die honette Gesellschaft aus der Welt geschafft, sein Anblick stört sie nicht mehr, ihr Gewissen bleibt ein sanftes Ruhelissen.

Der zweite Theil dieser Schrift steht an Interesse hinter dem ersten nicht zurück. Die Art, wie Hofgänger engagirt werden, welchen Strapazen sie ausgesetzt sind, ehe sie den Ort ihrer Sehnacht erreichen, und wie schließlich dieser Ort aussieht, das wird viele Leser anmuthen wie ein Roman. Und wer kann jenen seine Hochachtung versagen, die unter Umständen und Strapazen, wie sie geschildert werden, sich nach dem fernen Hofe durchschlagen, um schließlich ein Leben zu leben, das das denkbar erbärmlichste und entsagungsvollste ist. Das Leben eines Robinson Crusoe und Freitag auf ihrer einsamen Insel bietet viel erhebendere Momente, als das Leben eines Schiffbruch leidenden Industrie-

arbeiters in unserer modernen Welt, der auf einen mecklenburgischen Hof als Hofgänger verschlagen wird.

Wer die Schilderung dieses Lebens liest, begreift, warum jeder Mensch, bei dem die ersten Kulturbegriffe dämmern, dieser Landidylle den Rücken kehrt und nie mehr dahin zurückkehren will.

Der Landarbeiter, der als Soldat die Stadt kennen lernte, der Knecht, der Diener, der Kutscher, die Magd vom Lande, die sie nur besuchsweise kennen lernten, sie müssen mit Nothwendigkeit ein Leben fliehen, das nicht viel höher als das des Hofthieres sich stellt. Und doch sind die Zustände in Mecklenburg auf dem Lande noch lange nicht die schlimmsten, sie messen sich mit jenen der preussischen Provinzen in Ostelbien.

Die Wohnungen, die Leutestuben, die Kost, die Behandlung werden um so russischer, je näher man den Grenzen Rußlands kommt. Daher die Erscheinung, daß der Landarbeiter des Ostens nach den Städten und nach dem Westen flieht und seine Stelle polnische und russische Arbeiter einnehmen, denen die Stellen der ostelbischen Landarbeiter wieder begehrenswerther erscheinen als ihre eigenen. Ein Vaterland, das nichts Begehrenswerthes hat, klebt nicht an den Sohlen.

Unsere Junker und Junkergenossen thun, als begriffen sie nicht, warum ihre Arbeiter ihnen den Rücken kehren und in Schaaren nach den Städten eilen, sie preisen und rühmen die Zustände bei ihnen auf dem Lande so, daß dem das Verhalten ihrer Arbeiter als der reinste Uebermuth erscheint, der den Junkern und Junkergenossen glaubt. Der gänzliche Mangel an Beachtung, den diese Versicherungen bei denen finden, für die sie in erster Linie bestimmt sind, bei ihren Landarbeitern, spricht dafür, daß es so nicht sein kann, wie sie sagen; und daß dem nicht so ist, dafür liefern die Schilderungen in dieser Schrift den Beweis. Es wird durch sie erst der Gipfel von einem Theil des Bildes gelüftet, aber er wird gerade genug gelüftet, um einen Schluß auf das Ganze zu gestatten.

Darnach hat das sozial-reformatorische Geschrei, in das unsere Junker und Junkergenossen in den letzten zwanzig Jahren so kräftig mit einstimmten, auf dem Lande nicht eine einzige Maßregel gezeugt, die dort die Zustände verbesserten. Ist es ein wenig besser geworden, so hat die Noth der Zeit und der Zwang der Umstände, nicht der gute Wille der Herrschenden auf dem Lande, diese Besserung herbeigeführt. Wie barbarisch und kulturwidrig aber die Zustände noch sind, das mag der Leser im Nachfolgenden selbst ersehen.

Berlin, im November 1896.

A. Bebel.

Im Asyl für Obdachlose. — Vor dem Richter. — Im Polizeigewahrsam.

Es war an einem kalten Januartage, als ich gegen 6 Uhr Abends mit mehreren Leidensgenossen aus der Berliner Stadtvoigtei, in der ich wegen Verdachts der Arbeitsscheu inhaftirt war, entlassen wurde. Lange war ich ohne Arbeit gewesen, meine Mittel waren bis auf den letzten Pfennig erschöpft. Meine Wirthin konnte mich nicht länger behalten. So mußte ich mich denn entschließen, das Asyl für Obdachlose aufzusuchen. Dieses Asyl brauche ich wohl nicht näher zu beschreiben, da es schon zur Genüge bekannt ist. Am anderen Morgen wurde ich gleich vielen anderen, die das Asyl zum ersten Male aufsuchten, verwarnt, d. h. wir mußten ein Schriftstück unterschreiben, in dem es hieß, daß, wenn wir nicht innerhalb 5 Tagen Arbeit oder Obdach hätten, wir wegen Arbeitsscheu bis zu 6 Wochen Haft und Ueberweisung an die Landespolizei zu gewärtigen hätten. —

Nun, ich versuchte mein Möglichstes, aber nirgends gelang es mir anzukommen. Auch hatte ich solchen Hunger, daß mir das fortwährende Laufen nach Arbeit mitunter schwer wurde. Wohl versuchte ich einige Male etwas durch Betteln zu erlangen, aber die Erfahrungen, die ich dabei machte, nahmen mir alle Lust. Ich glaubte, daß die Reicheren vielleicht etwas übrig hätten, aber gerade dort wurde ich meist mit harten Worten abgewiesen: „Arbeiten Sie doch!“ oder „Schämen Sie sich nicht, so jung und schon zu betteln?“ Da hatte ich gerade genug vom Betteln. Lieber wollte ich hungern, als nur noch ein einziges Mal solche Leute um ein Stückchen, wenn auch nur trockenen Brotes, zu bitten.

Alle meine Gänge waren vergebens und so mußte ich denn das Asyl länger in Anspruch nehmen, als mir nach der Verwarnung zukam. Eines Morgens wurde mein Name aufgerufen und wurde ich darauf mit ca. 35 Mann allein gesperrt. — Wir sollten „verschoben“, mit anderen Worten: wir sollten vor den Richter geführt werden. Es wurden uns die „Schwimmzettel“ (von den Beamten gebrauchter Ausdruck für Arbeitsbemühungsscheine) abverlangt. Die Wenigsten konnten einen vorzeigen, weil viele Arbeitgeber die Bescheinigung geradezu verweigern. Diejenigen von uns, die keine „Schwimmzettel“ hatten, wurden in den Versammlungsfaal geführt; dort waren wir genau noch 28

Mann, die anderen wurden nochmals verwarnt und dann entlassen. Drei Stunden mußten wir in dem VersammlungsSaal, der ja bedeutend kleiner als die Schlafsäle, zubringen. Zum Ueberfluß mußten wir auch noch unsere Bedürfnisse in dem Saal verrichten, da derselbe vollständig verschlossen war und wir nicht hinaus konnten. Endlich gegen 9 Uhr wurden wir aus dem mit üblen Dünsten angefüllten Raum hinausgerufen und in den „grünen Wagen“ geladen.

Dieser Wagen, der höchstens 18 Personen faßt, mußte uns alle zusammen aufnehmen. Da saßen und standen wir uns gegenseitig auf Knien und Füßen und wurden mitunter so gerüttelt und geschüttelt, daß wir oftmals durcheinander fielen. Die in den Ecken saßen, wurden manchmal so gequetscht, daß sie laut aufschrien. Und dann welche Lust! Die ausgebrannten Kleidungsstücke, die von ihren Besitzern selten gewechselt werden können, verbreiteten einen Gestank, der kaum zum Aushalten war. Der begleitende Schutzmann saß vor dem vergitterten Fenster, das Gesicht der Straße zugewandt und nahm uns noch das letzte bißchen Lust. Diese Fahrt ist eine der schrecklichsten meines Lebens gewesen. Einige waren ohnmächtig, als der Wagen auf einem Hof des Polizeipräsidiums hielt. Beim Verlassen des Wagens wurden wir von einer Eskorte Schutzleute empfangen, in einen großen Saal geführt, der den Namen „Schule“ trägt und in welchem bereits mindestens hundert Personen waren. Meist waren es Leute, die beim Betteln gefaßt oder in der Nacht obdachlos, irgend wo schlafend, aufgegriffen worden waren. Die während der Nacht Eingelieferten hatten noch nichts zu essen erhalten.

Gerade als wir hereingeführt wurden, brachte eine Frau eine große Kanne mit Kaffee und einen großen Korb geschnittenen Brotes herein. Wir, die wir zum ersten Male hier waren, glaubten, wir sollten Frühstück erhalten, doch darin hatten wir uns gründlich getäuscht. Alles wurde nur gegen Zahlung verabreicht. Ein Stückchen trockenen Brotes, so groß wie in jeder Gastwirthschaft eine geschmierte Stulle ist, die dort 5 Pf. kostet, kostete „auf der Schule“ auch 5 Pf. Ein Topf schwarzen Kaffees eben so viel. Auch Wurst und Kautabak war gegen Geld zu haben. Die wegen Bettelns Eingelieferten hatten meist einige Pfennige und so wurde die Frau, trotz ihres knauserigen Wesens und der hohen Preise, bald alles los und immer noch wurde mehr verlangt. Gegen $\frac{1}{2}$ 11 Uhr wurden wir vor den Richter geführt und um 11 Uhr waren 20 Mann abgeurtheilt, „daß es man so brummte.“ Meist kamen wir in Untersuchungshaft, entweder um Zeugen zu laden oder behufs Ermittlung der Vorstrafen. Einen Begriff von dieser Massenaburtheilung kann sich nur machen, wer einer solchen beigewohnt hat. Der eine oder andere Staatsanwalt gebraucht mit-

unter so böje Ausdrücke und fährt Einen so an, daß, wenn man nur einigermaßen schüchtern ist, man ganz verwirrt wird und nichts zu antworten vermag.

Nach dem Spruch des Richters kamen wir wieder „in die Schule“ zurück, um dort zu warten, bis wir zur Stadtvoigtei gebracht würden. Nach 3 Uhr wurden wir denn auch von Schutzleuten wieder in den grünen Wagen gebracht; diesmal war aber die normale Zahl einigermaßen innegehalten worden. In der Stadtvoigtei angekommen, wurden wir in ein Bureau geführt, wo wir unser Geld, Taschenmesser und sonstige Sachen abgeben mußten. Dann wurden wir gebadet, mit reiner Leibwäsche versehen und inzwischen unsere Kleidungsstücke ausgebrannt. Jetzt endlich, nachdem wir seit Morgens 6 Uhr, also 11 Stunden, gehungert hatten, erhielten wir das erste Essen in Gestalt eines Stück trockenen Brotes. Dann, nach längerem Warten, kamen wir in unsere Zellen. Fast alle Zellen waren schon überfüllt. In der Zelle, in welche ich kam, waren 10 Mann, aber nur 4 Bettstellen; für die anderen sechs wurden die Betten oder vielmehr Strohsack nebst Decke und Kopfkissen, auf die Erde hingebreitet. Und so ging es in den meisten Zellen. Alle Gefangenen waren tagsüber beschäftigt, entweder mußten sie Federn schleifen, Kaffeebohnen verlesen oder Düten kleben. Auch als Schuhmacher sind einige beschäftigt.

Kurz nach unserer Einlieferung in die Zellen gab es die Abendsuppe. Leider war es viel zu wenig. Ueberhaupt haben alle, mit denen ich sprach, über Hunger geklagt. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr geht es zu Bett und Morgens um 6 Uhr wird aufgestanden. Um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr giebt es die Morgensuppe nebst einem Stückchen Brot. Um 7 Uhr waren wir aber schon wieder hungrig. Kurze Zeit nach Einnahme der Suppe wurden wir in den Hof geführt, wo wir im Kreise umhergehen mußten. Daher wird dieses Spazierengehen „Bärentanz“ genannt. Dieser Bärentanz dauerte in der Regel 20 Minuten und war wegen der herrschenden Kälte nichts Angenehmes. Ueberhaupt hatten wir unter der Kälte viel zu leiden. Herrschte doch in den Zellen auch nur eine Temperatur von ungefähr 10 Grad. Bei dem Stillsitzen fühlten wir die Kälte doppelt. Oftmals waren wir ganz blau gefroren. Um 11 Uhr gab es Mittagessen und oft genug war dasselbe so dünn, daß es von der Morgen- oder Abendsuppe nicht zu unterscheiden war.

Nach 12 Tagen wurde ich mit vielen Anderen wieder vor den Untersuchungsrichter geführt. Wir kamen erst wieder auf die „Schule“ und mußten da wieder eine Ewigkeit warten, ehe wir vor den Richter kamen. Da die von mir geladenen Zeugen meine Angaben bestätigten, wurde ich freigesprochen. Im Laufe der Verhandlung konnte ich merken, daß viele der von den Angeklagten als Zeugen vorgeschlagenen Arbeitgeber nicht erschienen waren.

Was geht es auch sie an, ob ein paar Menschen unverschuldet bestraft werden! Sie haben ja keinen Schaden davon.

Nachdem wir abgefertigt waren, kamen wir wieder zur „Schule“, um dort bis 3 Uhr zu bleiben, ehe wir nach dem Mollenmarkt überführt wurden. Zu essen hatten wir wieder nichts bekommen; trotzdem wir freigesprochen worden, waren wir immer noch Gefangene. Endlich kamen wir nach der Stadtvogtei, wo uns unsere Sachen eingehändigt wurden, und dann erst kamen wir in unsere Zellen, wo auch unser Essen stand, aber ganz eiskalt. Unser Hunger ließ uns dasselbe doch gut schmecken. Kurz nachdem wir gegessen hatten, wurden wir ins Bureau geführt, wo wir unseren Arbeitslohn ausbezahlt bekamen. Für die 12 Tage, die ich in Untersuchungshaft war, erhielt ich 12 Pf. für Federschleifen!

Endlich war ich frei! Aber was nun beginnen? Wieder stand ich auf demselben Standpunkt wie vorher. Zur Palme mußte ich diesen Abend wieder gehen, wo sollte ich auch hin? Auf der christlichen Herberge zu schlafen, da reichten die 12 Pf. nicht. Denn das hatte ich schon erfahren, fehlten auch nur 5 Pf., so jagte der christliche Hausvater einen wieder fort. Wie ich so meinen Kopf anstrengte, mich aus dieser Klemme herauszuziehen, fiel mir ein Plakat ein, welches in meiner Zelle hing und folgenden Wortlaut hatte:

„Arbeitsnachweis für entlassene Strafgefangene.“

Geöffnet werktäglich von 9—1 Uhr.

Berlin. Neue Friedrich-Straße Nr. 13—14.

Dahin wollte ich gehen. War ich auch nicht bestraft, so wollte ich es wenigstens versuchen.

Wohlgemuth machte ich mich auf den Weg zur Palme und am andern Morgen ging ich denn auch zum Arbeitsnachweis. Trotzdem 9 Uhr schon vorüber, war es noch nicht geöffnet; erst um 10 Uhr wurde aufgemacht. Mittlerweile hatten sich auch schon eine ganze Anzahl Leute eingefunden, welche alle gern arbeiten wollten. Das völlig leere Zimmer, in welches wir jetzt eingelassen wurden, starrte von Schmutz. In diesem Raum mußten wir bis 11 Uhr warten, ehe wir vor Puhlmann gelassen wurden. Puhlmann wird von fast allen Arbeits- und Obdachlosen gekannt. Waren doch viele schon bei ihm und vielen hat er auch solche verschafft. Puhlmann erklärte uns, daß er heut nur Hofgänger brauche. Mitunter werden ja auch Erd- und Ziegelei-Arbeiter verlangt. Einiges hatte ich schon vom Hofgängerleben gehört, und dieses reichte dazu hin, um mir dasselbe nicht im rosigsten Lichte erscheinen zu lassen.

Diejenigen, die sich nun als Hofgänger verschicken lassen wollten, mußten ihren „Kittchenschein“ (Entlassungsschein aus dem Stadtvogtei = Gefängniß) vorzeigen. Zu mir meinte er: Na, wenn Sie doch wegwollen, kann ich Sie ja auch wegschicken“. Darauf mußten wir einen Kontrakt unterschreiben, dessen Inhalt uns oberflächlich mitgetheilt wurde. Will man diesen Kontrakt erst durchlesen, so wird gesagt: „Unterschreiben Sie doch, so viel Zeit haben wir hier nicht, wenn Sie nicht wollen, dann können Sie einfach gehen!“ Was bleibt da anderes übrig als zu unterschreiben und zu glauben, was uns erzählt worden ist. Der Kontrakt lautet etwa so: „Sie erhalten 72 Mk. Lohn nebst freier Station und Wäsche und freie Reise. Im übrigen haben Sie nur leichte Arbeit zu thun.“ Das ist das Ganze! Nun unterschreibt man, erhält zwei Volksküchen-Marken und ist dann vermietet. Wohin, das weiß man nicht, nur wird noch gesagt, daß man sich um 5 Uhr auf dem Stettiner Bahnhof einzufinden hat.

* * *

Wie die Hofgänger im Winter reisen müssen.

Wir machten uns vor allen Dingen auf den Weg zur Volksküche. War dieses doch nach langer Zeit mal ein anderes Essen als das auf dem Mollenmarkt. Pünktlich um 5 Uhr stellten wir uns auf dem Stettiner Bahnhof ein. Nicht lange, so erschien auch der Abgesandte des Vereins, der wegen seines rothen Bartes allgemein der „Rothe“ genannt wird. Dieser verlas unsere Namen und händigte dann jedem einen Brief an den Gutsbesitzer oder Inspektor aus, gleichzeitig auch die Fahrkarten, welche alle nach Neu-Strelitz lauteten. Um 6 Uhr ging der Zug nach Neu-Strelitz ab. Bis der Zug abfuhr, stellte sich der Rothe vor das Koupee, damit nicht Jemand noch zulezt entwische. Von allen, die Vormittag bei Puhlmann waren, erschienen 18 Mann im Alter von 15—32 Jahren. Alle diese gingen als Hofgänger mit einem Jahresgehalt von ganzen 72 Mk. Einige waren schon als Hofgänger kurze Zeit in Mecklenburg gewesen und diese schilderten die Behandlung der fremden Hofgänger in so düsteren Farben, daß wir es nicht zu glauben wagten. Dann erzählten sie uns, daß sie wegen zu schlechter Behandlung ausrücken mußten, diesmal aber wollten sie bis zur Ernte bleiben, und sich dann anderwärts Arbeit suchen, wo sie mehr verdienen und besser behandelt würden. Bei mir dachte ich, mag es kommen wie es wolle, ich halte aus.

Nach 9 Uhr hielt der Zug in Neu-Strelitz und wir mußten aussteigen. Draußen wehte heftiger Wind und blies uns die

Schneeflocken ins Gesicht. Einen Ueberzieher nannte Niemand sein eigen, vielmehr war unsere „Kleidung“ schon so abgetragen und auf manchen Stellen zerrissen, daß sie nicht als Schutz gelten konnte, sondern nur zur Bedeckung des Körpers diente. Wir zitterten ordentlich vor Frost. Seit Mittag hatten wir auch nichts gegessen und sehnten uns darnach, etwas Warmes zu Essen zu bekommen.

Einer von denen, die schon einmal als Hofgänger gegangen waren, machte den Führer. Vor dem Polizei-Bureau machte er Halt, indem er uns sagte, daß wir hier hinein müßten. Wir gingen in ein Zimmer, in welchem der Nachtwächter war. (Dieser Mann scheint vom Verein Bezahlung zu erhalten, denn derselbe brachte uns am andern Tage auch zur Bahn.) Er nahm uns unsere Briefe ab, stellte einen Zettel aus, welcher die Anweisung auf Nachtlager für uns enthielt. Dann machten wir uns auf den Weg zur Herberge, welche am andern Ende der Stadt lag. Froh waren wir, als wir sie endlich erreichten, schwelgten wir doch schon im Vorgenuße von Kartoffeln und Hering. Leider sahen wir uns bitter enttäuscht. Als wir dem Herbergsvater unsern Zettel abgegeben hatten, führte er uns in ein Zimmer, wo auf einem Tische schon Teller für uns standen. Wir waren aber einige Personen mehr als Teller da waren. Er brachte denn auch die fehlenden Teller und eine Schüssel Suppe. Na, uns war Suppe auch ganz angenehm. Aber als wir kosteten, schmeckte sie uns doch gar zu erbärmlich. Besser war sie ja sogar auf dem Molkenmarkt gewesen. Und dann so wenig! Offenbar hatte er sich nicht auf so viele Personen eingerichtet. Auf unsere Frage, ob das alles wäre, wurde der Mann grob und drohte, uns „raus zu schmeißen“, wenn wir nicht ganz ruhig wären. Was blieb uns weiter übrig als zu schweigen. Geld hatte niemand von uns, um anderswohin zu gehen, folglich mußten wir uns fügen und ihm stillschweigend folgen, als er uns aufforderte schlafen zu gehen. Er führte uns in einen Raum, in welchem 4 Betten standen. In jedes der Betten mußten sich 2 Mann legen. In einem andern Raum waren wieder 4 Betten. Also konnten 16 Mann in Betten untergebracht werden. Die beiden Uebrigbleibenden mußten sich im Stroh ein Lager zurecht machen. Stroh konnte man es eigentlich nicht mehr nennen, denn es war schon halb verfault und roch stark nach Moder; überhaupt war der ganze Raum feucht. Daher wurden wir auch die ganze Nacht nicht warm und konnten kaum einige Stunden schlafen. Um 4 Uhr wurden wir wieder geweckt, denn gleich nach 5 Uhr ging der Zug, der uns weiter befördern sollte. „Hier ist ein Handtuch, wer sich waschen will!“ meinte der Herbergsvater. Das Handtuch sahen wir, aber keine Waschschüssel. Er sagte uns dann,

daß wir uns am Brunnen waschen müßten. Da aber ein Handtuch für 18 Mann im Winter bei 20° R. ein Bißchen wenig ist, zumal das Handtuch ohnehin feucht war, so zogen es die meisten vor, sich nicht zu waschen. Wir gingen nun wieder in das Zimmer, in welchem wir gestern Abend waren, und erhielten da gewärmten Kaffee nebst Schrippe, aber der Kaffee war nur knapp lauwarm, jedenfalls war er eben erst auf's Feuer gekommen. Ich habe mich schon oftmals unbehaglich gefühlt, aber wie an dem Morgen und an dem darauf folgenden Vormittag und fast den ganzen Tag über noch nie.

Als wir gegessen hatten, ging es zum Polizei-Bureau, wo der Nachtwächter schon unserer harrete, und dann eiligst zur Bahn. Die Morgenluft war äußerst schneidend, denn der Thermometer mußte mindestens 20° R. zeigen. Wir waren froh, als wir den Bahnhof erreicht hatten; der Nachtwächter gab uns unsere Fahrkarten und nun konnten wir einsteigen. Hui! wie kalt waren die Wagen! Der Wagen, in dem wir waren, war ganz leer; wir rannten denn auch in demselben umher, um einigermaßen warm zu werden. Auf jeder Station stiegen einige von uns aus, da das Gut, wohin diese kamen, hier in der Nähe liegen sollte. In Waren mußten wir nochmals umsteigen und fuhren von jetzt ab auf Privatbahnen. Die Billets löste der Schaffner, welcher vom Neu-Strelitzer Nachtwächter das Geld dazu erhalten hatte. In Waren hatten wir eine Stunde Aufenthalt, dann noch 2¹/₂ Stunde zu fahren, ehe wir auf unserer Endstation kamen.

Mit mir stiegen noch 3 Mann aus, welche ebendahin sollten. Als wir auf dem Bahnhose nach dem Wege zu dem Gute fragten, konnte uns niemand Auskunft ertheilen. Nur ein Landbriefträger konnte uns einigermaßen Bescheid geben, und von ihm erfuhren wir, daß es immerhin 6 Stunden zu gehen wären. 5—6 Stunden bei dieser Kälte und in diesem Schnee zu gehen! Auf manchen Stellen waren meterhohe Schanzen zusammengeweht, über welche nur Fußtapsen führten, denen wir mit aller Vorsicht nachgehen mußten. Trotz aller Vorsicht passirte es uns oft, daß wir nebenbei traten und dann bis über die Knie im Schnee stacken. Von uns Bieren hatte nur Einer Strümpfe, und auch die waren noch durchlöchert. Wir andern hatten Fußlappen, welche nur die Füße bedeckten. Unsere Schuhe waren meist an den Seiten oder an der Spitze geplatzt. In diese Oeffnungen kam Schnee, der erst taute und dann zu kleinen Ballen fro. Dazu unser Hunger! Was wir an dem Tage gelitten hatten, ist nicht zu beschreiben! Geweint haben wir! Auf dieser Fußtour habe ich mir die Füße erfroren. Wenn wir nur etwas Geld gehabt hätten, um irgendwo eintreten und uns erwärmen zu können. Ein Gensdarm, der uns folgte, hielt uns vom

Betteln ab. Denn wir hätten es gethan. Endlich nach 5 $\frac{1}{2}$ stündiger Wanderung erreichten wir unser Ziel.

* * *

Auf dem Gutshof. — Die Leutestube.

Einsam lag das Gut da. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Wir gingen auf das Haus zu, von dem wir annahmen, daß da Leute wohnen könnten. Eine Magd begegnete uns, die wir nach dem Inspektor frugen. Sie antwortete uns plattdeutsch, was wir nicht verstanden. Endlich stellte sie ihre Kannen hin und führte uns zum Inspektor. Auf unser Klopfen ertönte ein barsches „Herein“, bei dem wir unwillkürlich zusammenfuhren. Wir öffneten und fanden den Inspektor vor einem Schreibtisch sitzend, Pfeife rauchen. Wir grüßten, der Gruß wurde aber nicht erwidert, vielmehr frug er sofort: „Na, ji seit wohl von Puhlmann?!“ und das mit einer Stimme, die sich anhörte, als ob der Mann niemals freundlich sein könne. Aber ich hörte später, daß er mit den mecklenburgischen Tagelöhnern und Hofgängern ganz freundlich reden konnte. Wie den Plantagen-Besitzer in Süd-Amerika der Umgang mit den Sklaven hart und gefühllos gemacht hatte, so viele Inspektoren der Umgang mit fremden Hofgängern. Die fremden Hofgänger werden überhaupt kaum als Menschen betrachtet. Nach mecklenburgischen Begriffen sind die Fremden, die als Hofgänger nach Mecklenburg kommen, zu weiter nichts nütze.

Auf die Frage des Inspektors bejahten wir und reichten unsere Briefe hin. Als er unsere Briefe gelesen hatte, frug er den ersten: „Was bist Du?“ — „Maurer!“ war die Antwort. „Na, Du bist wohl Lehrling?!“ — Der Maurer, welcher vielleicht 22 Jahre alt war, antwortete ihm garnicht darauf. Uns ging es ebenso. „Geht man nach de Lütstuw“ (Leutestube). Wir gingen, fanden dieselbe aber nicht, sondern irrten von einem Zimmer in das andere, bis uns dann die Mamsell traf, wie wir gerade in ihr Zimmer gehen wollten. Nun ging's aber los. Was sie sprach, verstanden wir nicht, aber daß sie schimpfte, merkten wir wohl. Als sie sich endlich beruhigt hatte, führte sie uns in die Leutestube.

Diese Leutestube, in welcher die Knechte und Mägde des Abends und Sonntags zubringen, sah geradezu erbärmlich aus. Schmutzig, verräuchert, mit zerbrochenen Fenstern, machte sie einen ganz unangenehmen Eindruck. Ein wackliger Tisch, der beinahe ebenso alt, als das Gut selbst, zwei ebensolche Bänke, und an den Wänden Schränke, in welchen die Knechte und Mägde ihr Brod und Zubrod aufbewahren. Dazu von jedem Knecht ein paar geschmierte Stiefel, welche das Zimmer ganz mit Thran-

geruch erfüllen. Das ist das Innere der Leutestube und so ist sie auf fast allen Gütern. Wir nahmen nun auf einer der Bänke Platz und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Hunger hatten wir zum Umfallen. Nach geraumer Zeit brachte denn auch eine der Mägde Kaffee und zwei Schmalzstullen für jeden. Trotzdem die Güter so viel Kühe haben, erhalten die Knechte und Mägde in den allersehrsten Fällen Butter. Nur an den Feiertagen. Das Schmalz ist dazu noch amerikanisch, damit es ja nicht zu theuer kommt. Die „Nothlage“ der Großgrundbesitzer erlaubt es ihnen eben nicht, ihre Dienstboten anständig zu beköstigen.

* * *

Verloosung der Hofgänger.

Kurz nach 5 Uhr kamen die Knechte von der Arbeit, denn es war für sie Feierabend. Erst beguckten sie uns, frugen auch wohl dieses und jenes, wir merkten aber, daß sie uns nur von Oben herab behandelten. Kurze Zeit, nachdem sie ins Zimmer traten, bekamen sie Abendessen. Dieses Abendbrot bestand aus dem vom Mittag herrührenden Ueberbleibseln, denn es wird gleich für den ganzen Tag gekocht. Mittags erhalten sie aber Fleisch, was Abends nicht der Fall ist. Die Tagelöhner hatten später Feierabend; als diese Feierabend hatten, kam der Inspektor mit Dreien an, welche um uns „kabelten,“ d. h. aus einer Handvoll Stroh zog jeder einen Halm und wer den längsten Halm hatte, bekam den schon vorher dazu bestimmten Hofgänger. Als nun jeder von uns seinen „Herrn“ hatte, mußten wir diesem nach Haus folgen, was uns sehr angenehm war, denn trotzdem in der Leutestube geheizt war, fror uns doch.

* * *

Tagelöhner-Leben.

Wir folgten also unseren Tagelöhnern, denen wir wieder als Dienstboten untergeben waren, zum Dorfe. Das ganze Dorf bestand aus etwa 12 Häusern, in denen je 3 oder 4 Familien wohnten. Ein solcher Raum, der von einer Familie bewohnt wird, besteht meist aus Stube, Kammer, Küche, Keller oder, wo der nicht vorhanden, noch einer Kammer und dazu gehörigem Stall. Die Stube, in die wir traten, war zwar sehr einfach, aber ziemlich sauber, was nicht überall der Fall ist. Auf dem viereckigen Holztisch stand eine kleine Küchenlampe, wie sie bei den meisten Familien in Gebrauch ist. Um den Tisch saßen zwei Kinder und ein alter Mann, der Schwiegervater des Mannes; derselbe war auf dem „Altentheil“ und mußte, trotz seiner großen Gebrechlichkeit, noch arbeiten. Die Frau trat gerade in die

Stube, als wir auch eintraten. Ich bot allen einen guten Abend, was sie auch alle freundlich erwiderten. Nach einer Weile trug die Frau das Gessen auf und legte jedem einen Löffel hin. Teller gab es nicht. Jeder nahm seinen Löffel und langte mit demselben in die mitten auf dem Tisch stehende Schüssel hinein. Ich machte es natürlich ebenso. Ich erinnerte mich nicht, jemals so etwas gegessen zu haben. Den Namen des Gerichts erfuhr ich später, es hieß auf plattdeutsch „Mangeten“. Na, mang war ja auch etwas: einige sogenannte Saubohnen, einige Erbsen, ganze oder halbe Mohrrüben und Peterfilienwurzeln, Sellerie, Porree und eine ganze Menge Kartoffeln. In Berlin hatte ich oft davon gehört, was es für ein großes Stück Speck oder Schinken auf dem Lande geben sollte, aber wie ich auch meine Augen anstrengte, ich konnte nichts gewahr werden. Am andern Tage erfuhr ich, daß es Abends überhaupt kein Fleisch gebe und am Mittag auf vielen Stellen auch nur sehr wenig. Als wir gegessen hatten, sängen wir alle zusammen an, Kartoffeln zu schälen. Es ist Sitte, daß im Winter die ganze Familie, mit Ausnahme der Frau, vom 24. Oktober ab und auch schon früher bis Anfang Mai, Kartoffeln schält. Meine Füße, an denen nun das Eis aufgethaut war, sängen ganz mächtig an zu frieren. Andere Strümpfe hatte ich nicht und bekam auch keine. Endlich war auch diese Arbeit überstanden und nun ging es schlafen.

So geht's den ganzen Winter, sobald die Kartoffeln geschält sind, geht's zu Bett. In der Regel ist es dann 7 Uhr, manchmal auch noch etwas früher. Unterhaltung haben die Leute nicht. Zeitungen halten sich nur sehr wenige Tagelöhner und Bücher besitzt nun schon gar keiner. Der Hofgänger kann sich von seinem elenden Lohn erst recht keine Zeitung halten und selbst wenn sich mehrere zusammenthun wollten, so können sie auch nicht abonniren, denn sie haben kein Geld dazu. Die erste Zeit, mindestens ein Vierteljahr lang, erhält der Hofgänger überhaupt kein Geld. Die einzige literarische Unterhaltung, die man hat, wenn man es nicht vorzieht, sie ganz und gar links liegen zu lassen, ist das Mecklenburgische Sonntagsblatt und Bücher, welche der Prediger vom 24. Oktober bis Ostern für 20 Pfg. verleiht! Die Bücher sind vielleicht für Kinder ganz gut, aber für Jemand, der fromme Kinder-Geschichten nicht rührend findet, sind sie nichts. —

Vor dem Zubettegehen erhielt ich ein reines Hemde, weil viele Hofgänger Ungezieser mitbringen, sonst würden sie es gewiß auch noch nicht mal erhalten. Ich mußte es aber, trotzdem es wohl des Mannes ältestes und schlechtestes war, bei meinem Abgange theuer bezahlen. Dann wurde mir die Kammer gezeigt, in welcher mein Bett stand. Diese Kammer war sehr

feucht, denn als ich eine Zeit lang etwas „Zeug“ dort hängen hatte, war dasselbe vollständig verstockt, so daß es beim Anziehen total entzwei ging. Das Bett war auch sehr dünn. Trotzdem schlief ich nach den überstandenen Strapazen sehr gut. Der folgende Tag war ein Sonntag, ich konnte mich also einen Tag ausruhen, ehe es an die Arbeit ging. Als ich am Montag Morgen aufwachte, war es schon ziemlich hell. Ich zog mich flugs an, da es ziemlich kalt war. Wie ich in die Stube trat, bot sich mir ein eigenartiger Anblick. Die ganze Stube lag voll Reifig; mitten darin saßen der Tagelöhner und sein Schwiegervater, und banden aus dem Reifig Besen. Ich wünschte einen guten Morgen und ging sodann zur Küche, um mich zu waschen. In der Küche traf ich die Frau, die mir auch alles zum waschen Nöthige gab, nur fehlte die Seife. Auf meine Frage nach Seife, sah mich die Frau ganz erstaunt an und meinte dann: „Seip? ja de hebben wie allein nich! wenn Du well hebben wilst, mußt Du Dir well allein köpen!“ (Seife? ja die haben wir selber nicht! wenn Du welche haben willst, mußt Du Dir welche allein kaufen.) Als ich nach einigen Augenblicken erst den Sinn recht verstand, mußte ich doch lachen. Unterdessen hatte die Frau nichts eiligeres zu thun, als ihren Mann und den nächsten Nachbarn zu erzählen, daß ich Seife verlangt hätte. „Dat is'n ganzen Fienen, der verlangt gliëks Seip und hätt' noch garnicks dhan“. Sie meinte damit, daß ich noch garnichts gearbeitet hätte. Wie ich mit Waschen fertig war, ging ich zur Stube, wo mich alle ansahen. Etwas besangen setzte ich mich an den Tisch, wo der Kaffee schon meiner harrte und ein Teller mit frischer Kuhbutter und einigen Stücken Brod. Beim Tagelöhner giebt's ja zu gewissen Zeiten Butter, aber nur, wenn sie dieselbe nicht los werden können. Im Sommer giebt es sehr selten Butter, da die Schnitter sie aufkaufen. Von dem Brote kann man, wenn man dasselbe nicht gewöhnt ist, sehr wenig vertragen, da das Korn nicht gereinigt ist und allerlei dazwischen ist, was meiner Ansicht nach nicht zwischen Brote gehört, als da sind kleine Steine, Wicken, Erbsen, Raff und Stroh. Dieses Brot hat den Namen „Grovbrot“. Zu den drei Festen giebt es aber „Fienbrot“. Wie ich mit dem Kaffeetrinken fertig war, gebot mir die Frau, Wasser vom Brunnen zu holen. Willig stand ich auf und folgte ihr in die Küche, wo sie mir eine Trage, genannt „Dracht“, gab und daran zwei Eimer hängte. Der Brunnen stand am anderen Ende des Dorfes und mußte ich an fast allen Häusern vorbei. Wo ich vorbei kam, liefen die Menschen an die Fenster und sahen mich neugierig an. Dieses Anstarren war mir sehr peinlich. Sie genirten sich auch nicht im geringsten, ihre Neugierde merken zu lassen. 4—5 Mal mußte ich so Spießruthen

laufen. Nebenbei gesagt, ist das Wasserholen ausschließlich des Hofgängers Arbeit. Jeden Tag muß der Hofgänger 4—5 Mal laufen und zwar des Morgens, Mittags und Abends. Zu einer Dracht Wasser holen gehen meist 10 Minuten drauf. Also kann man ungefähr sehen, wie viel Zeit schon darauf verwendet wird. Aber es kommt noch besser. Wie ich nun mit Wasserholen fertig war, bekam ich auch schon wieder andere Arbeit. Vor allem sollte ich Kartoffel zum Schweinefüttern aus dem Keller holen und zwar einen ganzen Kessel voll; ferner, und ebenfalls aus dem Keller, Runkeln und sie klein stampfen. Nun glaubte ich, daß ich fertig wäre, sah mich aber gründlich getäuscht, denn kaum war ich in die Stube getreten, um mich zu setzen, als mich mein Hausherr aufforderte, Besen binden zu helfen. Ich erwiderte, daß ich das nicht könnte. „Dat liehrst de bald! kumm man her!“ Ich band also Besen. Nach einer Weile frug ich, wozu die ganzen Besen dienen sollten. „Die kummen nach den Hof!“ Und weiter erfuhr ich zu meinem größten Staunen, daß jeder Tagelöhner verpflichtet sei, 16 Besen zu liefern, und als Entgelt erhält derselbe ganze 50 Pf. dafür. Ja mein Staunen wurde noch größer, als ich von weiteren, dem Tagelöhner auferlegte Pflichten zu hören bekam. Diese werde ich zum Schlusse mittheilen, in Gestalt eines Kontraktes, der zwar nicht auf dem Gut gültig ist, von dem ich jetzt spreche, aber man kann sich ungefähr ein Bild von den Mecklenburgischen Landverhältnissen machen, da dieser Kontrakt, mit nur wenigen Aenderungen, fast allgemein gültig ist.

Ich brachte es im Besenbinden bald zu einer gewissen Geschicklichkeit, so daß mein Tagelöhner sich sogar lobend gegen mich aussprach, was um so höher anzuschlagen ist, da der mecklenburgische Tagelöhner sich selten einem fremden Hofgänger, genannt „Preuß“, gegenüber lobend äußert. Als wir endlich fertig waren, gab es Frühstück: eine Schüssel mit Rühreier. Zwar nicht solche Rühreier, wie wir gewohnt sind sie zu essen, sondern mit Mehl, damit nicht soviel Eier dazu verbraucht werden. Müssen doch die Eier verkauft werden! Zu dem Rührei gab's ein Stückchen Brot, welches mit Rührei geschmiert wurde. Bis zum Mittag gab es nun noch verschiedene Kleinigkeiten zu thun, als „Schweineabmesten“, den Dung vom Stall herausbringen u. s. w. Zum Mittag gab es das mecklenburgische Nationalessefen „tröch' Lüffel und Speck“ (trockene Kartoffeln). Das Kochrezept ist folgendes: „Man koche geschälte Kartoffeln, bis sie gar sind, gieße sie ab und trage auf.“ Zu diesen Kartoffeln gab's Speck. Mein Stückchen lag allein und wurde mir dasselbe gleich angewiesen. Ueber die Größe konnte ich mich nicht beklagen. Nach dem Essen hatte ich nichts mehr zu thun und ich

frug daher nach etwas zu lesen. „Wir hebben nur de Bibel und Kalenner“. Ich ließ mir nun den Kalender geben, in welchem der schönste Blödsinn stand, und doch konnten meine Hausleute eine Geschichte aus demselben nicht genug rühmen. Der frühere Hofgänger hatte ihnen dieselbe mal vorgelesen und ich sollte es ebenfalls thun. Als ich gelesen hatte, brachen sie mit einem Male in Verwunderung aus. „So können wir ja gornich Vater-unser seggen. So kann von uns ein Minsch lesen“. Still-schweigend steckte ich dieses außerordentliche Lob ein und wollte gerade weiter lesen, als fast alle fremden Hofgänger vom Gut kamen, um mich zu besuchen.

* * *

Wie die Hofgänger behandelt werden.

Wir begrüßten uns und jeder hatte eine Frage auf dem Herzen, die ich nach besten Wissen beantwortete. Alle Hofgänger waren von Puhlmann, also entlassene Strafgefangene. Aber doch war niemand unter ihnen, den man wirklich als früheren Sträfling im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes bezeichnen konnte. Die Ungunst der Zeit war es, die sie arbeits- und mittellos gemacht hatte. Entweder waren es Solche, die, um den nagenden Hunger zu stillen, gebettelt hatten und dabei erwischt worden, oder Solche, die von der „Palme“ „verschoben“ waren. Maurer, Maler, Glaser und überhaupt fast alle Handwerker waren vertreten, denn auf dem Gute waren 21 solcher fremden Hofgänger; eingeborene waren vielleicht 6 und fast lauter Mädchen. Von den 21 Mann kamen 18 zu mir. Nachdem die erste Begrüßung vorüber, nahmen sie ohne alle Umstände Platz, wo es ihnen beliebte. Daran sind die Mecklenburger gewöhnt, machen sie es doch auch so. Der Tagelöhner und seine Frau saßen zwischen uns und hörten mit offenem Munde zu, was wir uns von Berlin erzählten.

Alle Hofgänger waren unverzagt und hofften, später wieder mal in ihrem Geschäft arbeiten zu können. Doch wie viele hatten sich getäuscht. In der Zeit, in der ich dort war, rückte über die Hälfte aus, einige, die sich nicht alles gefallen ließen, wurden fortgejagt. Nur einer blieb sein volles Jahr dort. Das Aus-rücken hat seinen Grund darin, daß die meisten Hofgänger eben nicht als Menschen, sondern als Arbeitsthier gehalten werden. Sie sind leicht zu ersetzen, liefert doch Puhlmann genug heran, wenigstens im Winter. Auch giebt es viele gewissenlose Leute, die den Hofgänger nach Ablauf eines Viertel- oder Halbjahres dermaßen schlecht behandeln, daß es eben ein Ding der Unmöglichkeit ist, länger auszuhalten. Nur wer ganz entschieden ist, der setzt Grobheit gegen Grobheit, und es dauert nicht lange, so

wird er fortgejagt. Er hat aber wenigstens einen Theil seines Lohnes gerettet, wenn es ihm auch so dünn wie möglich gemacht wird. Da geht ab das Reisegeld, Klebegeld und die Entschädigung für alle die Sachen, die der Hofgänger sich jemals geliehen hat, dafür wird ihm beinahe soviel abgezogen, daß er sie dafür neu bekäme. Denn der Tagelöhner sucht ja soviel Nutzen wie möglich aus seinem Hofgänger herauszuschlagen. Rückt ein Hofgänger aus, so behält der Tagelöhner das ganze dem Hofgänger zukommende Geld, welches sich dieser sehr sauer verdienen mußte. Und gerade bei den Leuten, die sich bei dem Inspektor oder Besitzer beliebt gemacht haben, hatten es die Hofgänger stets am schlechtesten. Viele von ihnen erzählten mir, daß sie des Sonntags überhaupt kein Frühstück und Vesper erhielten. So mancher weinte, indem er mir seine Noth klagte. Fast alle „Ausgerückten“ mußten wieder Hofgänger-Stellen annehmen und geriethen dabei oft in noch schlechtere Hände oder gleich in die Gewalt eines Gensdarmen. Natürlich wurden sie dann wegen Arbeitsfurch bestraft, und waren sie schon einmal vorbestraft, so war es leicht möglich, daß sie ins Arbeitshaus kamen. Einige, die ich kenne, behaupteten, daß es im Arbeits- hause immer noch besser wäre, als Hofgänger zu spielen. Nur daß sie dann eben Sträflinge wären und keine Freiheit besäßen. Nun, was die Freiheit anbetrifft, so hat ein Hofgänger solche auch nur sehr wenig. Erst muß er auf oder für den Hof arbeiten und kommt er dann zum Tagelöhner nach Haus, so sind so vielerlei Dinge zu thun, daß man sich nach deren Erledigung gern zu Bett legt. Nur einige Wintermonate machen davon eine Ausnahme. Dafür muß man dann aber auch um so zeitiger zu Bette gehen. Wo sollte man sich auch aufhalten? Draußen ist es kalt und in der Stube kann man sich nicht aufhalten, folglich muß man zu Bett! Nur an diesem Sonntage blieben wir bis 10 Uhr Abends zusammen. Wir würden ja gern noch länger zusammen geblieben sein, wenn nicht die Leute soviel gestöhnt, es koste „zu viel Del“.

* * *

Die Arbeit der Hofgänger.

Am andern Morgen sollte ich zum ersten Male mitarbeiten. Meine Kameraden hatten mir aber schon so vieles von den „leichten“ Arbeiten erzählt, die von Puhlmann versprochen werden, daß ich mit einer Art Grauen an den morgigen Tag dachte. Diese Nacht schlief ich schon etwas schlechter in meiner Kammer. Es fror mich ganz gewaltig und es dauerte lange, ehe ich in meinem Bette warm wurde. Als ich am andern Morgen gegen 5 Uhr aufwachte, hörte ich schon meinen Tagelöhner draußen

rumrumoren, Schweine füttern und was sonst zu thun ist. Die Frau war melken gegangen. Mag es Sonntag oder Werktag sein, im Bett haben sie keine Ruhe. Im Sommer geht's schon lange vor 4 Uhr aus dem Bett.

Es dauerte nicht lange, so rief mich der Hausherr: „Otto! Du mußt upstehn, is Tied!“ Ich stand auf, kleidete mich flugs an und wusch mich; dies Mal frug ich aber nicht mehr nach Seife. Meine Hausleute hatten schon Kaffee getrunken, als ich kam. Wie ich nun beim Trinken war, sagte der Tagelöhner: „Du soßt utmesten“. Gerade diese Arbeit hatten die Hofgänger mir gestern als mit die schlechteste geschildert, und an dieser sollte ich nun mein Heil zuerst versuchen. Er suchte eine Forke und einen Harken für mich und eine Trage, genannt „Beere“, mittelst der wir den Mist herausschleppen sollten. Gegen 7 Uhr ging es erst zur Arbeit, ich hatte daher noch reichlich Zeit, ein paar Eimer Wasser zu holen. Selten holt eine Tagelöhner-Frau Wasser. Das ist des Hofgängers Arbeit.

Endlich ertönte die Hofglocke, das Signal zum Kommen, und nun ging's zur Arbeit. Ein Hofgänger, mit dem ich zusammen austragen mußte, fing, als er mich ansah, zu lachen an. „Menschenkind, hat denn Dein Oller keine Kniestiefeln, die er Dir borgen kann? Mit Deinen Schuhen kannst Du nichts werden lassen!“ Nun betrachtete ich ihn. Er hatte blauleinene Hosen an, welche in ein paar mächtigen Kniestiefeln staken. Wir hatten nicht lange Zeit, uns zu unterhalten, denn alles war schon nach dem Hof und wir mußten eilen, wollten wir nicht zu spät kommen. Als wir in den Kuhstall kamen, bot sich mir ein eigenartiger Anblick dar. An vierzehn, aus Stein und Zement gebauten Krippen standen immer 2 Reihen Kühe, jede Reihe zählte 15 Kühe. Im Ganzen waren es also über 200 Kühe und zirka 40—50 Kälber. Von allen diesen Kühen sollten wir nun, 6 Mann hoch, den Mist herausschleppen, und das Schönste ist, daß wir es am Vormittag schaffen sollten. Diejenigen, die es nicht schaffen, müssen am Nachmittag weiter tragen und erst wenn sie fertig sind, können sie nach Haus gehen, erhalten aber dafür nichts bezahlt. 20 Pf. erhält der Hofgänger nur von seinem Tagelöhner, aber was der Hof dem Tagelöhner bezahlt, wird abgezogen. Und dagegen ist der Hofgänger völlig machtlos. Wer etwas schwächlich gebaut ist, hat gerade genug daran zu thun, wenn er den Stall bis Mittag halb fertig hat. Kommen einmal statt der Hofgänger die Tagelöhner zum „Utmesten“, so arbeiten ebensoviele und sie arbeiten auch ebenso lange und doch steht der Lohn des Hofgängers in gar keinem Verhältniß zu dem der Tagelöhner. In der Regel wird alle Tage ausgemistet, außer Sonntags. Am Montag kommen dann zwei Hofgänger

mehr zu dieser Arbeit als sonst. Aber trotzdem wird es noch ungerner gemacht als sonst. Wer solch einen Kuhstall nicht kennt, der weiß nicht, was dieses „Atmesten“ bedeutet. Selbst die Mecklenburger scheuen sich davor. Wie gesagt, ist es nach einem Feiertage am schlimmsten. Gleich wie wir anfangen, hatte ich meine Schuhe voll Jauche und was noch schlimmer: Hände, Gesicht und Kleider waren total bespritzt. Die Mecklenburger ziehen sich zu dieser Arbeit das älteste Zeug an. Aber wir? Wir mußten in dem Anzug arbeiten, den wir alle Tage anziehen. Oftmals glitschte man aus oder ließ die „Beere“ wegen ihrer Schwere fallen und stolperte nun darüber. Der Kuhdung läßt sich schwer hantiren und oftmals war die Beere so schwer, daß man sie kaum aufzuheben vermochte.

Als ich mir später bei dieser Arbeit einen Bruch holte, erhielt ich nicht nur nicht die kleinste Entschädigung, vielmehr wollte mir mein Tagelöhner für die Zeit, in welcher ich zu Haus liegen mußte, noch vom Lohn abziehen. Natürlich ließ ich mir dieses nicht gefallen, sondern bestand auf meinen vollen Lohn. Mit der größten Anstrengung wurden wir bis Mittag fertig. Geschwitzt haben wir aber auch dabei! Der Geruch verlor sich aus meinem Zeug 8 Tage lang nicht und auch an den Händen verlor er sich so leicht nicht. Für die 20 Pfg. Lohn schmutzt man mehr ein, als diese werth sind.

Beim Mittagessen sagte ich auch meinem Tagelöhner, daß ich mit meinen Strümpfen und Schuhen nicht zur Arbeit gehen könne. Er brummte etwas unverständlich vor sich hin, suchte aber doch einige abgetragene Kleidungsstücke und Stiefel hervor und gab sie mir, aber unter der Bedingung, daß er mir für die Stiefel 5 M. und für das Uebrige 4 M. von meinem Lohn abziehen könne. Nach dem Essen — es gab wieder Mangeten — wollte ich mich ein bißchen ausruhen, aber da kam ich gut an. Vor allem mußte ich wieder Wasser holen. Es ist mir völlig unbegreiflich, wozu die Leute das viele Wasser gebrauchen. Die Schweine können doch unmöglich so viel Wasser bekommen und Geschirr ist nicht viel abzuwaschen: nur eine Schüssel und der Fleischsteller und wenn's Mangeten giebt, noch die Löffel. Bei „tröch Lüffel“ bedient sich jeder seines Taschenmessers, dasselbe muß auch zu allen anderen Arbeiten benutzt werden, z. B. den hart gewordenen Kuhdünger von der Forke abzukrazen, wie es mein Hausherr mit meiner Forke that, da ich es unterlassen hatte.

Nach dem Wasserholen hatte ich weiterhin noch kleine Hausarbeiten zu verrichten, so daß es schon wieder läutete, ehe wir fertig waren. Am Nachmittag mußte ich mit zur Dreschmaschine. Im Großen und Ganzen ist dies im Winter die beste Arbeit, da man da wenigstens etwas geschützt ist. Die Arbeit selbst ist aber

auch nicht leicht. Zunächst wird die Maschine durch Dampf in Bewegung gesetzt. Das Heranbringen der Garben zur Maschine, welches ausschließlich von Hofgängern besorgt wird, ist ebenfalls sehr anstrengend. Die Tagelöhner dreschen meist im Akkord. Sie können nun kaum genug Getreide zugetragen bekommen, man hat deshalb alle Mühe, um so viel heran zu bringen, als der Einfutterer (nämlich derjenige, der das Getreide in die Maschine hinein wirft) gebraucht. Auch derjenige, der die Garben auflösen muß, hat vollauf zu thun. Außerdem fliegen ihm die Getreidekörner oft ins Gesicht, was kein angenehmes Gefühl ist. Vom Staub haben die im Fach (so wird das Innere der Scheune genannt) und der Auflöser auch sehr zu leiden. Die Tagelöhner haben nur das ausgedroschene Stroh fortzutragen und finden dabei reichlich Zeit zum Ausruhen. Ueberhaupt haben es die Hofgänger durchgängig schwerer als die Tagelöhner, trotzdem diese wenigstens doppelt und bei der Dreschmaschine vierfach so viel verdienen als die Hofgänger. Die Tagelöhner erhalten beim Dreschen meistens den 20. Scheffel. Es giebt aber auch Güter, wo es nur den 25. Scheffel giebt. Von einem dieser Güter, das einem Großherzogl. Mecklenburg. Oberforstmeister gehört, werde ich am Schluß den schon erwähnten Kontrakt mittheilen.

* * *

Ein Muster-Gutsbesitzer.

Dieser Herr hatte sich eine neue Dreschmaschine zugelegt. Dieselbe wurde von 8 Pferden in Bewegung gesetzt, während die frühere nur 4 Pferde erfordert hatte. Als nun die Leute etwas mehr verdienten wie bei der alten, setzte er gleich die Bezahlung vom 20. auf den 25. Scheffel. Ueberhaupt habe ich kaum Jemanden kennen gelernt, der seine Leute so auszunützen versteht und so geplagt hätte als eben dieser Herr Oberforstmeister. Und gerade auf diesem Gute sind die Leute so fromm und gottesfürchtig, daß der Herr Oberforstmeister seine wahre Freude daran haben muß. Auf vielen Gütern haben die Tagelöhner schon Manches von den Sozialdemokraten gehört und pflichten ihnen auch bei, nur wagen sie nicht, aus Furcht entlassen zu werden, es offen zu bekennen, aber gerade auf dem Gute dieses Oberforstmeisters wollen die Tagelöhner nichts von den Sozialdemokraten wissen. Wird doch auch seitens des Herrn Oberforstmeisters, des Predigers und des lieben mecklenburgischen Sonntagsblattes eifrig gegen die Sozialdemokratie gepredigt, daß man die Sozialdemokraten hassen und verabscheuen muß. Nach der Behauptung dieser Herren wollen die Sozialdemokraten den Tagelöhnern ihre sauer ersparten paar Pfennige nehmen, um sie an Nichtsthuer und Strolche zu vertheilen.

Von Kindheit auf wird ja der mecklenburgische Arbeiter in Unwissenheit groß gezogen und erhalten. In der Schule ist Religion die Hauptsache. Es giebt viele, sehr viele Arbeiter, die kaum lesen und rechnen können, aber fromme Gesänge und Sprüche und den ziemlich großen, mecklenburgischen Katechismus wissen sie auswendig. Ganze Bibelabschnitte können sie erzählen, da muß ja der Obrigkeit das Herz im Leibe lachen. Und vor dem Gensdarmen herrscht eine Furcht, die kaum glaublich ist. Der Gensdarm ist für die Landleute das Höchste.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich erzählen, wie in Mecklenburg noch vielfach zum Reichstag gewählt wird. Der Inspektor oder Besitzer läßt die wahlberechtigten Tagelöhner nach der Leutestube kommen. Hier hält der betreffende Herr eine kurze Rede und läßt dann Butterbrode und Branntwein vertheilen. Hierauf bekommt jeder seinen Zettel (natürlich steht der Name des Wahlkandidaten der Herrschaft drauf) und nun geht's in des Inspektors Stube, wo der Rademacher und Statthalter als Beisitzer schon vor der Urne sitzen. Jeder steckt nun den eben erhaltenen Zettel in die Urne. Bei einigen, dem Inspektor nicht ganz sicher scheinenden Leuten wird auch wohl der Zettel geöffnet. Von Vielen habe ich gehört, daß solches Verfahren allgemein Sitte wäre.

* * *

Interessengegenstände zwischen Tagelöhner und Hofgänger.

Nach dieser kleinen Abschweifung wieder zurück zu unserem Thema. Wie gesagt können die Tagelöhner nicht genug ausgedroschen bekommen, so daß der Hofgänger über sein Vermögen hinaus arbeiten muß. Wenn der Hofgänger sagt, er könne nicht weiter arbeiten, so erhält er von dem Tagelöhner zur Antwort: „Wi wullen Di schon helpen!“ Oftmals werden die Hofgänger geschlagen. Dagegen kann er sich nicht wehren. Er ist allein und gegen ihn sind so Viele. Wenn die Hofgänger sich nicht selbst helfen, so kriegen sie nirgends Recht. Beklagen sie sich bei dem Inspektor, so meint dieser ganz einfach: „Du hast et wull verdient!“ oder „Dat is Di ganz recht!“ Ueberhaupt ist die Ansicht, daß der Mecklenburger sehr fleißig und der Hofgänger das Gegentheil sei, ganz falsch. Die meisten Tagelöhner arbeiten nur fleißig, wenn der Inspektor oder Besitzer hinter ihnen steht, oder wenn sie irgend eine Arbeit allein machen sollen, oder wenn es für ihren eigenen Vortheil gilt. Die Hauptsache ist dem Tagelöhner, daß er bei seinem Herrn als fleißig gilt. Der Hofgänger hingegen arbeitet gleichmäßig, gleich viel ob der Herr kommt oder ob Niemand da ist. Trotzdem werden sie als faul hingestellt. Und doch muß es sich jeder Besitzer oder Inspektor sagen, daß

unmöglich den ganzen Tag so gearbeitet werden kann, wie die Tagelöhner arbeiten, wenn er dabei steht. Ist denn auch der Inspektor fort, so geht's wieder nach dem alten Tempo und bald hat der Hofgänger die Tagelöhner wieder eingeholt. Natürlich fehlen auch von Seiten der Hofgänger die Spottreden auf die Tagelöhner nicht, zumal wenn recht viele Hofgänger da sind. Dieses ärgert den Tagelöhner ganz gewaltig, wissen sie doch, daß die Hofgänger Recht haben; das macht die Hofgänger noch verhaßter, als sie schon sind. Wenn es ohne fremde Hofgänger ginge, würde bald kein einziger in ganz Mecklenburg zu finden sein. Aber zum größten Bedauern der Gutsbesitzer geht das nun einmal nicht. Es wird zwar auf vielen Gütern versucht, die Tagelöhner anzuhalten, daß sie mecklenburgische Hofgänger einstellen. Aber da verlangen Kinder von 14 Jahren, sowie sie aus der Schule gekommen sind, solch' hohen Lohn, daß die Tagelöhner lieber „Utlänner“ nehmen. 6 Thaler dem Hofgänger mehr geben, ist für sie schon ein Kapital. Der Mecklenburger vermietet sich höchstens bis zu dem 17. Jahre als Hofgänger, dann verdingt er sich als Knecht bezw. als Magd. Haben sie es doch in dieser Stellung viel leichter denn als Hofgänger und erhalten doppelt so viel Lohn. Arbeitet der fremde Hofgänger allein mit dem Tagelöhner, so hat er es immer sehr schlecht, sind aber alle Hofgänger des Gutes zusammen, so traut sich keiner von den Tagelöhnern den Hofgänger allzu sehr zu reizen.

*

*

*

Ein Aufruhr im Kleinen.

Am ersten Tage, an dem ich bei der Maschine war, bekam der Garbenauslöser mit dem Einfutterer Zank, der in Thätlichkeiten ausgeartet wäre, wenn es eben nicht solch ein gefährlicher Ort gewesen wäre. „Faß mich an und ich werf' Dich in die Maschine, daß Du als Kummstroh wieder 'rauskommen sollst!“ rief der Hofgänger dem Tagelöhner zu. Den Tagelöhner faßte Angst, denn auf das Wortgefecht hin kamen wir Hofgänger alle herbei geeilt. Die Tagelöhner standen unten und schauten hinauf. Da die Maschine in Bewegung war, konnten sie ihrem Mitarbeiter nicht zu Hilfe kommen. „Hollt up! Hollt up! Hier oben blieb ich nich. Mang disse Minschen will ich nich arbeiten!“ schrie der Tagelöhner. Der Maschinenführer ließ die Dampfmaschine halten. Der Hofgänger sollte herunter kommen und etwas anderes thun. „Fällt mir garnicht ein, ich bleibe hier oben!“ Jetzt wollte der Tagelöhner herunter steigen, als der Inspektor kam, um sich zu erkundigen, warum zu ungewohnter Zeit die Maschine angehalten werde. Als er den Grund erfuhr, ließ er den Hofgänger herunter kommen und hieß ihn nach Hause gehen. Selbstverständlich fehlte

nun ein Mann, wir sollten aber dasselbe schaffen, was wir bisher mit Hilfe des Entlassenen geleistet hatten. Davor hüteten wir uns und arbeiteten ganz wie bisher weiter. Die Tagelöhner wurden ganz wild und schimpften, daß wir „ful“ wären. Darob lachten wir sie aus. Nun kamen sie herauf und wollten uns, wie sie sich auszudrücken beliebten, „dat lose Mul stoppen“. Wir schaarten uns zusammen und hoben unsere Forken empor, als wollten wir zuschlagen. Als sie sahen, daß es uns ernst war, fehrten sie um und einer lief zum Inspektor. Dieser konnte auch nichts ausrichten, sondern gab ruhig noch einen Mann hinzu. Jetzt arbeiteten wir auch wieder weiter.

Solche Szenen ereignen sich oft. Aber nicht immer laufen sie so gut ab wie hier. Sind die Hofgänger in der Minderzahl, so erhalten sie oft genug Schläge.

Vesper giebt es vom 24. Oktober bis Fastnacht nicht; es geht dann von Mittag bis Feierabend durch. Die Tagelöhner nehmen sich zwar Brod mit, welches sie beim Gehen essen, auch die mecklenburgischen Hofgänger erhalten Vesperbrod mit, aber wohl selten erhält der fremde Hofgänger ein Stückchen. Kein Wunder, daß man bei der schweren Arbeit tüchtig hungert. Gegen $\frac{1}{2}$ war Feierabend und nun ging es nach Hause. Kurz nachdem wir zu Hause waren, gab es die vom Mittag übrig gebliebenen „tröch Lüffel“, aber ohne Speck. Hunger läßt sie aber gut schmecken. Ja, ich hatte noch Hunger, als die Kartoffeln alle waren. Nach dem Essen schälten wir wieder Kartoffeln, um dann in's Bett zu gehen. Ausmisten wechselte mit Dreschen ab und so ging es alle Tage, bis der Schnee schmolz und die Erde auftaute, so daß jetzt das Feld zum Sommergetreide bestellt werden konnte.

* * *

Frühjahrsarbeiten.

Das Arbeiten mit den Pferden ist die beste Beschäftigung von allen. Man erhält auch für jeden Tag, an welchem man pflügt oder eggt, 10 Pf. extra. Und dann braucht man sich nicht anzustrengen. Aber meistens werden die Einheimischen vorgezogen, selbst die Mädchen müssen mit Pferden arbeiten, was sie auch ganz gerne thun. Ueberhaupt erhalten die Mecklenburger bei jeder Arbeit den Vorzug. Nur bei einer Art von Eggen kommen fast ausschließlich fremde Hofgänger zur Verwendung, es ist dies das sogenannte „Schotten“. Hierbei wird ein Strich im schnellen Schritt und der andere im Trab übergeeggt. Es giebt Güter, wo sich die, die eggen müssen, auf die Pferde setzen. Aber vielen Gutsbesitzern thun die Pferde leid, folglich müssen die Leute rennen. Ein Vorknecht ist dabei, er sitzt aber auf dem

Pferde, die anderen sind alles „Utlänner“, und die können ja laufen, sollten sie auch schließlich niedersinken. Der Inspektor reitet zu Pferde nebenbei und treibt an. Da meist immer 4 bis 5 Mann eggen, so kommt es auch vor, daß man mitunter mit der Reitpeitsche eins übergezogen bekommt, daß es einem ganz anders zu Muthe wird. Eine leichte Arbeit ist das nicht. Die Pferde wirbeln Staub auf, daß man kaum zu sehen vermag, und oft versinkt man bis über die Knöchel im Staub; der Schweiß tropft nur immer so von der Stirn herab und das Hemd klebt fest am Leibe. Wenn es Mittag ist, so sieht man aus, als hätte man sich im Sande gewälzt. Ist mal aus Versehen ein mecklenburgischer Hofgänger dazu bestellt, so sagen die Weiber: „Min Jung hält dat nicht ut; der kann dat nich maken, kriegt hei kein anner Arbeit, so bliwt hei hüt tu Hus!“

Der fremde Hofgänger darf aber nicht zu Hause bleiben, der muß arbeiten und sollte er umfallen, der kann zur Noth gehen, es giebt mehr von dieser Sorte, aber mecklenburgische Hofgänger sind knapp.

Die Tage werden immer länger und nun wird schon bis 8 Uhr gearbeitet; und wenn es mal ein bißchen später wird, schadet es nichts. Die Arbeit wird mittlerweile immer schwerer, bis sie in der Erntezeit ihren Höhepunkt erreicht. Schon bei der Heuernte ist dieses der Fall. Ist auch das Heuen nicht gerade so schwer, so wird aber dabei schon ziemlich lange gearbeitet, zumal wenn eine Wiese fertig geheut werden soll. In der Regel besorgen das Heuen die Hofgänger und die Frauen. Die Männer, genannt „Manns“, mähen derweilen. Bei diesen Hofgängern ist ein Mann, welcher dieselben beaufsichtigt und den hochtönenden Namen „Statthalter“ führt. Diese sind sich ihrer hohen Würde auch wohl bewußt, sie haben aber solch eine Angst vor dem Inspektor, daß sie es kaum wagen, mit den Hofgängern pünktlich nach Hause zu kommen. Meist wird Mittags eine viertel Stunde über die Zeit und Abends noch länger gearbeitet. Hat ein mecklenburgischer Knecht einmal eine Stelle als Statthalter, so hält er sie auch fest, da es ihm nicht so leicht sein würde, eine zweite Stelle zu bekommen.

Wenn das Heu genügend trocken ist, wird es aufgeladen und eingefahren. Mitunter luden wir Abends um 9 Uhr noch auf einer $\frac{3}{4}$ Stunde von Hause entfernten Wiese, so daß wir oft genug erst gegen 10 Uhr nach Hause kamen. Hatte man dann gegessen, so war man in der Regel froh, daß man schlafen gehen konnte.

Als ich das erstemal auf der Wiese war und die Wagen laden mußte, spürte ich beim Einfahren noch nichts von zu schwerer Arbeit; erst als ich zum Abladen in die Scheune

kam, spürte ich die Schwere der Arbeit. Das Heu war vorn stufenweise aufgesteckt und jede dieser Stufen heißt „Fuß“. Auf diesen Füßen standen abwechselnd je zwei Tagelöhner und zwei Hofgänger. Eigentlich sollten ein Tagelöhner und ein Hofgänger immer auf einem Fuß stehen, aber da es sich wohl besser erzählt, so haben die Manns sich zusammengestellt, auch brauchen sie dann nicht so viel zu arbeiten, da sie doch gewandter in dieser Arbeit sind als die Hofgänger. Draußen war es ziemlich heiß und in der Scheune herrschte solch drückende Hitze, daß wir schon beim Stillstehen schwitzten, trotzdem wir nur mit Hose und Hemd bekleidet waren. Bis zur Frühstückszeit war es aber immer noch einigermaßen erträglich, aber als die Sonne immer höher stieg, wurde es immer schlimmer. Wagen auf Wagen wurde abgeladen, fortwährend blieben wir in Bewegung, es blieb nicht so viel Zeit, um einmal den Schweiß abzutrocknen. Immer mußten wir die Forken mit Heu emporheben. Wehe uns, wenn wir nicht zeitig genug das heraufgegebene Heu festhielten oder nicht hoch genug langten, so daß die über uns stehenden Manns es nicht zu fassen vermochten und es wieder fallen ließen. Wir waren direkt gefangen. Von oben herab schlugen sie mit Forken und von unten herauf stachen sie mit Forken. Die anderen Hofgänger konnten uns nicht zu Hilfe eilen und wir ihnen nicht, denn die Tagelöhner ließen uns nicht vorbeigehen. Beklagen bei dem Inspektor hilft auch nicht, da die Tagelöhner einfach sagen, sie hätten uns nicht geschlagen und übrigens wären wir faul gewesen.

Am schlimmsten war es nach 8 Uhr Abends. Bei jedem Wagen, der abgeladen ist, denkt man, nun ist Feierabend. Aber immer wieder rollt ein Wagen heran. Die Kniee zittern förmlich, der Schweiß tropft schwer ins Heu. Durst peinigt uns schrecklich. Das, was jeder zu trinken mitbekommt, ist schon zur Vesperzeit alle und man kann auch nicht mal herunter, um nur Wasser zu trinken. Der Heusamen ist uns beim Emporheben in den Nacken gefallen und verursacht auf der schweißigen Haut fortwährendes Jucken und Brennen. Die mecklenburgischen Hofgänger sind, sofern sie nicht auf der Wiese laden, schlau genug gewesen, ganz oben hinauf zu steigen, wo sie das Heu nur weiterzustößen brauchen, und sie stehen auch so dicht zusammen, daß sie es bequem machen können. Als wir das merkten, kletterten wir am andern Tage ebenfalls nach oben, wurden aber von den Tagelöhnern heruntergeholt.

Am ersten Tage war es bei der Arbeit so dunkel geworden, daß keiner den andern mehr sehen konnte, trotzdem sollten wir noch oben bleiben, aber es fiel soviel Heu herunter, daß der Inspektor endlich einsah, daß es nicht ginge. Beim Herunterklettern mußten wir möglichst vorsichtig sein, damit ja nicht ein Fuß

eingerrissen wurde. Gher kann sich der Mensch Schaden thun. So ein Fuß kostet einen viertel Tag Arbeit. An Essen konnte ich den ersten Tag nach dieser Abladearbeit nicht denken, mir war übel zum Erbrechen. Die Abendluft erfrischt etwas. Als ich nach Hause kam, mußte ich natürlich wieder Wasser holen, ohne das gehts nun einmal nicht ab, mag man auch noch so müde sein. Am anderen Morgen waren meine Knochen wie zererschlagen, kaum bewegen konnte ich mich.

* * *

Getreideernte. — Ein zweiter Aufruhr. — Die Arbeitermarfeillaise ein „unpäßliches Lied“.

So geht's tage-, ja wochenlang und noch schlimmer wird es bei der Getreide-Ernte. Die „Manns“ gehen voran und mähen, der Hofgänger muß hinter seinem Tagelöhner das abgemähte Getreide sofort aufbinden. Da auf vielen Gütern die Tagelöhner in Akford mähen, so muß der Hofgänger binden, was er nur binden kann. Die ganzen Hände hat man voller Disteln, so daß man nur mit äußerstem Schmerzgefühl etwas anfassen kann; in der Regel schwären die Hände auch noch aus, trotzdem muß man so zur Arbeit. „Wir hebben dat früher auch hat!“ sagen die Tagelöhner und es bleibt nichts anderes übrig, als mit zu gehen und den Schmerz zu verbeißen. Einmal war es aber zu arg. Selbst die heimischen Hofgänger, die doch die Arbeit sehr gut versahen, murrten. Wir wollten uns nicht halbtodt quälen, verabredeten uns deshalb unter einander und arbeiteten, wenn auch noch immer flott genug, doch etwas langsamer, als mit einem male der Inspektor kam. So lange hielten ja die heimischen Hofgänger bei uns aus, als sie aber den Inspektor kommen sahen, faßte sie die Angst. Nun legten sie los, trotzdem kamen sie nicht viel weiter, als der Inspektor heran war. Als er sah, daß wir so weit zurück waren, fing er zornig an zu schimpfen. Wir erwiderten gar nichts darauf, sondern banden gleichmäßig fort. Wie er sah, daß wir nicht schneller banden, rief er den Statthalter heran: „De bliwen so lang hier, bis allet, wat mäht is, upbunden is!“

Nun, das thaten wir nicht, sondern als die Tagelöhner Feierabend machten, hörten wir ebenfalls auf mit dem Binden, packten unsere Sachen zusammen und folgten den Tagelöhnern. Als wir den Gutshof betraten, kam der Inspektor auf den Statthalter zu und fragte:

„Hebben de dat farrig bunden?“

Selbstverständlich mußte dieser mit Nein antworten.

„Warum hebben Sei se nach Hus gehen löten. Hebb ick nich seggt, dat se so lang doar bliwen sullen, bis allet farrig is?“

Der Statthalter sagte, daß all sein Befehlen und Drohen nichts genutzt hätte. Jetzt kam er auf uns zu.

„Worum seid ji nich doarblieden?“

„Wenn Feierabend ist, hören wir auf!“ sagte einer von uns.

„Holls Mul! Di hebb ick nich frogt!“ Jetzt geht Ihr sofort wedder hin und macht ji Theil farrig!“

„Fällt uns garnicht ein!“ sagte wieder unser Sprecher.

„Willst Du Lump Din Mul hollen?“

„Bin ich noch ein größerer Lump als Sie?“ frug unser Kamerad in aller Seelenruhe.

Das war dem Inspektor zu viel. Er hob seine Reitpeitsche und hätte den kühnen Sprecher unfehlbar geschlagen, wenn dieser ihm nicht zuvor gekommen wäre. Er riß ihm die Peitsche aus der Hand und wollte sie zerbrechen, was ihm aber nicht gelang. Jetzt drang der Inspektor mit der geballten Faust auf ihn ein. Aber er hatte sich in den Kräften unseres Kollegen gewaltig getäuscht, denn dieser faßte ihn, hob ihn empor und warf ihn vor allen Leuten in den Sand. Wuthschraubend sprang der Inspektor auf.

„Scher Di runner vom Hof und loat Di hier nie mehr blicken!“

„Nee, Herr Inspektor, erst will ick noch mein Lohn und Papiere haben!“

„Und ick segg Dir, dat Du nicks kriegst!“

„Na, das wollen wir erst noch sehen!“

Jetzt forderte der Inspektor die Tagelöhner, die so lange den stummen Zuschauer gemacht hatten, auf, den Menschen vom Hof zu bringen. Als die Tagelöhner dieser Aufforderung nachkommen wollten, scharten wir uns um unseren Kollegen. Sobald die Tagelöhner sahen, daß wir Ernst machen wollten, blieben sie ruhig stehen und wir zogen unter Absingung der Arbeiter-Marseillaise vom Hof.

Der Akt sollte aber noch sein gerichtliches Nachspiel haben. Am anderen Morgen führte ein Gensdarm unseren Kollegen von der Arbeit ab. Wie ich später erfuhr, hat er drei Monate wegen thätlicher Beleidigung erhalten. Außerdem auch noch Strafe wegen Arbeitsverweigerung. Wir anderen erhielten ebenfalls wegen Arbeitsverweigerung ein Strafmandat über 5 Mark. Wir beantragten richterliche Entscheidung, was zur Folge hatte, daß wir freigesprochen wurden, erhielten aber wegen des Singens „unpäßlicher Lieder“ einen Verweis und mußten obendrein die Kosten bezahlen. In der Rede des Staatsanwalts hieß es unter Anderem: „Um dem verderblichen Einfluß vorzubeugen, den die fremden Hofgänger durch solche und ähnliche Dinge auf den mecklenburgischen Landbewohner haben, müßte die Angeklagten eine empfindliche Strafe treffen, damit sie die Lust an dergleichen Dingen verlören.“

Poësie und Prosa in der Landwirthschaft.

So poetisch, wie die Landwirthschaft in Gedichten geschildert wird, erschien sie uns gar nicht. Wie oft haben wir Pfüzenwasser aus den Gräben getrunken! Von dem vielen Bücken unter glühenden Sonnenstrahlen hatten wir oftmals solche Kopfschmerzen, daß wir glaubten, der Kopf springe entzwei. War das Binden des Getreides schon keine leichte Arbeit, das Einfahren war noch mühevoller und sogar womöglich noch schlimmer als das Heueinfahren. Hier mußte jeder seine ziemlich schwere Garbe allein weiter geben. Es gehört immerhin Übung dazu, wenn man die Garben so schnell weiter geben will, wie man sie zugereicht erhält. Am schlimmsten war es bei der Gerste; da kamen einem die Acheln überall hin: in die Strümpfe, in die Hosen, in den Hals, kurz, man konnte sich davor nicht wehren.

Einiges Getreide wurde auch gleich auf freien Felde gedroschen. Da es in der schwersten Arbeitszeit war, mußten die Frauen der Tagelöhner helfen. Um nun so wenig wie möglich Frauen zu nehmen, mußten die Hofgänger die schwersten Posten ausfüllen und für Zwei arbeiten. Der schlimmste Posten war am Stroh-Elevator, genannt „Stoaker“. Hier mußte ein Hofgänger stehen und das wegbesorgen, was zwei Mann mit aller Gewalt in die Maschine hinein bekommen konnten. Dieses war wohl überhaupt die schwerste Arbeit, die ich gemacht hatte, noch dazu, wenn die Sonne recht heiß vom Himmel brannte. Auf einer Stroh-Miete, welche vielleicht 75 Fuß im Durchmesser hatte, standen 2 Hofgänger, 2 Frauen und ein alter Tagelöhner, welcher den Rand zacken mußte. Wir beiden Hofgänger bekamen vor lauter Arbeit kaum die Lippen auf, höchstens zu einer Verwünschung. Aber die Frauen und der Tagelöhner, die konnten nicht genug erzählen. Obendrein standen sie so dicht zusammen, daß sie das Stroh nur ein wenig weiter bewegten. Als mein Kamerad nun dichter an mich heran rückte und das Stroh nicht mehr so weit hinwarf, als er erst that, fingen die Weiber an zu zetern und zu schreien. „Dat geiht nich! dat geiht nich! Kumm man wedder her! Lat den annern man auch wat maken.“ Wir verdolmetschten ihnen aber, daß sie diejenigen wären, die nichts thäten und die auch was thun könnten. Der Mann der Frau kam herauf und packte meinen Kollegen am Halse und nur dem Umstande, daß ich mit hochgehobener Forke auf ihn zukam, war es zu verdanken, daß er meinen Freund losließ. Wir mußten aber eilig retiriren, denn schon kamen die übrigen Tagelöhner herauf; wir liefen nun schnell zu den anderen Hofgängern und so nahm denn unser Streit ein Ende. Das Einzige war, daß wir, da wir nun einmal unten waren, auch gleich trinken konnten. Man darf ja seinen Posten, wenn nicht alles still stehen soll, nicht verlassen, wenn man auch umfallen sollte vor Durst.

Der Tagelöhner verdient ganz gut beim Dreschen, aber was erhält der Hofgänger für seine Mühen? Es giebt wohl nicht einen Tagelöhner, der seinem Hofgänger auch nur die kleinste Entschädigung dafür zu Theil hätte werden lassen. Für die ganze Ernte erhält der Tagelöhner und Hofgänger vom Hof Brantweingeld. Der Hofgänger bekommt aber nur die Hälfte von dem, was der Tagelöhner erhält. Dieses Brantweingeld für den Hofgänger schwankt auf den einzelnen Gütern zwischen 1 und 2 Mk. Das ist die einzige Gegenleistung. Hat man sich aber nach Ansicht des Inspektors nicht gut geführt, so wird einem noch dieses Geld abgezogen. Mir fällt da eben ein, weshalb ich meines Brantweingeldes verlustig erklärt wurde, nämlich durch den obengenannten Oberforstmeister. Wir waren beim Laden des Getreides beschäftigt, als der obengenannte Herr kam. Ich hatte nun wohl eine Garbe zu weit vorgezackt, welche der Oberforstmeister reinzwängen wollte, was ihm aber nicht gelang. Jetzt zog er sie heraus, wobei die darüber liegenden herunter und ihm auf den Kopf fielen. Darauf wurde er wüthend: „Schäm di! Schäm di! Dat is kein Kinderspel! dat muß ordentlich maekt waren, sonst müssen wir all schnorren gahn! Du weist man nich, wat schnorren heißt, aber töv man! Dat wirft de noch liehren! scheer di weg hier, lat den lütten hier vorn! gah hinten hen! marsch“. So polterte er in schnellster Mundart hervor. Mit dem „lütten“ meinte er einen mecklenburgischen Hofgänger. Als dieser nun vorn zackte, meinte er: „So min Sähn! dat is gaud! dat lat ick mi gefallen!“ Darauf trittete er ab. Neben seinem Geiz verband er und seine Frau Gemahlin einen kaum glaublichen Stolz. Als verbürgt wurde mir erzählt, daß die „Gnädige“ eines Tages zu ihrem Diener, der einen Viehhändler anmeldete, und dabei vor den Namen des betreffenden das Wort „Herr“ setzte, gesagt hat: „Es giebt hier überhaupt keinen Herrn als den Herrn Oberforstmeister und den Herrn Prediger!“ Das ist wohl genügend. — Als ein Tagelöhner seinem Sohn eine etwas bessere Schulbildung zukommen lassen wollte, wurde dem Lehrer verboten, ihm Privat-Stunden, außer im Schreiben, zu geben. Es ist unerhört, wie willkürlich die Gutsbesitzer mit ihren Leuten umgehen. — Die Sonntagsruhe wird in Mecklenburg auch ziemlich streng gehandhabt. Nun sind aber die Leute direkt darauf angewiesen, Sonntags ihre Arbeit zu besorgen. Wenn sie nun dabei gefast werden, so müssen sie jedesmal Strafe zahlen. Ich kenne Leute, die schon über 100 Mk. Strafe zahlen mußten.

* * *

Mecklenburgische Landschulbildung.

Wie wenig die Leute gelernt haben, will ich an einem Manne zeigen, der Statthalter ist und deswegen zu den intelligenteren

zu rechnen ist. Wir Hofgänger sollten im Accord Kartoffeln buddeln, konnten aber nicht erfahren, wie viel wir für den Scheffel bekämen. Der Statthalter theilte uns mit, daß der Inspektor gesagt hätte, wir sollten soviel erhalten, daß wir täglich 1,50 Mk. verdienten. Nun wußten wir nicht, ob wir diesen Lohnsatz bekämen, gleichgiltig ob wir 1 Scheffel oder 10 Scheffel buddelten. Nachdem wir 8 Tage gebuddelt hatten, erhielten wir erst Bescheid, wieviel wir bekämen. Offenbar wollten sie erst sehen, was wir zu leisten im Stande wären.

Wir erhielten für jeden Korb eine kleine, und für 8 kleine eine große Marke. Abends wurde von jedem die Markenzahl notirt. Nun passirte es Einem eines Abends, daß er sagte: $6 \times 8 = 72$ und zählte dann noch 3 kleine Marken zu, so daß er im ganzen 75 Körbe angeschrieben erhielt. In Wirklichkeit hatte er aber nur 51, erhielt also 24 Körbe mehr. Er erzählte dieses seinen Kameraden, was zur Folge hatte, daß auch Andere solche Rechenkunststückchen öfters probirten. Und sie gelangen. Ich hatte Mühe, mich zurückzuhalten, wenn ich sah, mit welcher Unverfrorenheit da Dinge angegeben wurden, welche bei uns zu Hause kein Kind durchgehen lassen würde. $5 \times 8 = 40$, gab hier einer an. Ein anderer sagte aber nun: $6 \times 8 = 48$, und das wurde nun alles so notirt; als die Kartoffeln aus der Erde waren, erhielten sie es auch ausgezahlt. Wie staunten da die Mecklenburger, daß wir soviel gebuddelt hätten, wogegen ihre Kinder kaum die Hälfte hatten. Daß die Hofgänger Unrecht gethan haben, entschuldigten sie damit, daß auch ihnen gegenüber so oft Unrecht geschah, sie sagten sich: Wir haben uns nur mit List genommen, was uns von Rechtswegen zukam.

*

*

*

Herbst- und Winterarbeiten. Erntefest.

Nach dem Kartoffelbuddeln kam das Zuckerrübenverladen an die Reihe. Es war schon empfindlich kalt, wenn wir Morgens mit Tagesanbruch zum Rübenacker gingen. Mit vielen Kosten war eine Weiche aufgeführt worden, welche an unseren Acker stieß. Fast alle Tage wurden zwei Lowry vollgeladen. Wir durften nicht vom Felde, ehe diese vollgeladen waren. Dann hatten wir aber auch Feierabend. Selbstverständlich gab es während der Arbeit auch keine Ruhepausen. Mitunter waren wir vom Schnee oder Regen dermaßen durchgeweicht, daß wir jedes Kleidungsstück, das wir am Leibe trugen, ablegen mußten, wenn wir nach Hause kamen. Ist diese Arbeit beendet, so ist der schwerste Theil der Hofgängerarbeit gethan. Was nun noch zu thun ist, ist nicht mehr so schlimm, dafür giebt es aber vom 24. Oktober kein Vesper mehr.

Wenn nun alles vom Felde eingebracht ist, so wird bei Tanzmusik, Braunbier und mit Wasser verdünntem Korn das Erntefest, genannt Auskost, gefeiert. Auch Zigarren giebt es bei dieser Gelegenheit, diese werden aber nach Rang vertheilt. Die Tagelöhner und Knechte erhalten je 4 Zigarren, die Hofgänger als letzte im Range nur 2. Also nicht mal bei dieser Gelegenheit ist der Hofgänger gleichberechtigt. Getanzt wird entweder in der Scheune, auf dem Kornboden oder im Milchkeller. Das Fest beginnt gegen 3 Uhr Nachmittags, um 5 Uhr sind die Knechte meist schon betrunken, juchzen und schlagen mit den Beinen aus wie die Pferde. Morgens gegen 2 oder 3 Uhr hat das Fest sein Ende. Auf manchen Gütern giebt es im Jahre viermal, auf manchen nur einmal Tanzmusik: es könnte am Ende zu viel kosten und der Arbeiter zu genußsüchtig werden.

Gleich nach Neujahr giebt es 2—3 große Fuder Holz, das gesägt und gespalten werden muß. Da stehen wir nach Feierabend bei Lampen- oder Mondenschein und sägen, daß es eine Art hat. Sonntags wird es gespalten. Ist diese Arbeit gethan, bei welcher verschiedene Wochen draufgehen, so wird angefangen, Dung nach dem Garten zu karren. Mitunter ist der Garten über eine Viertelstunde vom Hause entfernt. Darüber gehen auch einige Wochen hin. Dann beginnt das Umgraben des Gartens, das Kartoffelpflanzen, Unkrauthacken und so weiter. Ist man nicht auf dem Gutshof beschäftigt, so hat man für seinen Tagelöhner zu arbeiten, Tag für Tag. Nur wenige Sonntage im Jahre giebt es, an denen man von Arbeit frei ist und auch dann sind es nur wenige Stunden.

* * *

Hofgängers Weihnacht.

Der Winter war ins Land gekommen und mit ihm die Weihnachtszeit. Am 24. Dezember ist in der Regel, unter Ausfall der Mittagspause um 2 Uhr Feierabend. Nach dem Essen und nach allerlei Zurüstungen zu dem Fest geht's an die Ausschmückung des Weihnachtsbaumes, eines ungefähr $\frac{1}{2}$ Meter hohen Tannenbaums. Einige Äpfel, Nüsse, etwas Backwerk und 3—4 Lichter machen den ganzen Puz aus. Die Geschenke für die Kinder, bestehend aus bunten Tüchern und sonst nützlichen Kleinigkeiten, werden zwischen die Zweige gelegt und dann das Ganze mitten in der Stube an einen, in der Decke befindlichen Haken gehängt. Die Kinder kennen die Geschenke zur Genüge und freuen sich auch daher nicht besonders darüber. Um 5 Uhr fängt der Gottesdienst in der benachbarten Kirche an und dahin strömt alles, was noch laufen kann. Sogar uns wurde ange-

boten, mitzukommen, wir lehnten aber dankend ab. Wir heizten uns unterdessen das Schnitterhaus und feierten unsere Weihnachten. Kommen die Leute aus der Kirche zurück, so wird Abendbrot gegessen. Zur Feier des Tages kalte Küche, das erste Mal in dem ganzen Jahre. Kurz vorher ist ein Schwein geschlachtet worden, und kann daher heute Jeder in gekochtem Schinken, Speck und dergleichen schwelgen. Einige Nachbarn finden sich zusammen und nun wird von den Swinen oder Kühen geredet, bis vom Hof die Knechte kommen. Einer von ihnen ist als Schimmel verkleidet und nun werden Joten gemacht. Die Kinder heulen und schreien und die Alten lachen. Dann holt der Hausherr die Branntweinflasche, aus der jeder einen kräftigen Hieb holt. „Drink man Otto! Güt is Bihnacht! Holl tüchtig en rut!“ Das war meine ganze Weihnachts-Bescheerung, von einigen wenigen Äpfeln abgesehen. Der heimische Hofgänger erhält, auch wenn er nicht bei den Eltern ist, einen Thaler, aber wir Fremden sind Kroppezeug, wir würden den Thaler doch bloß ausgeben. Und doch glaubten wir vom Tagelöhner wenigstens etwas verdient zu haben, hatten wir doch das ganze Jahr hindurch für ihn gearbeitet.

* * *

Der Lohn des Hofgängers.

Was erhält nun der Hofgänger für all' solche Arbeit am Schlusse des Jahres wirklich an Lohn? Als ich abging, erhielt ich **16,32 Mk.** ausgezahlt. Das Uebrige war abgerechnet worden für Auslagen, bezw. Sachen, die schon längst wieder zerrißen waren. Nichts von alledem konnte ich mitnehmen, außer 2 alten Hemden und 2 Paar alte Strümpfe!

Was sollte ich beginnen? Ich mußte wieder als Hofgänger gehen, denn mit dem, was ich jetzt erworben hatte, stand ich auf demselben Standpunkt wie früher. Und wie vielen Hofgängern geht's noch schlechter, die überhaupt nur einige Pfennige ausbezahlt erhalten.

Sechszehn Mark und zweiunddreißig Pfennige! Das war also der Lohn für so lange und so mühevollen Arbeit! Im Arbeitshause hätte ich ebensoviel verdient, hätte nicht so angestrengt arbeiten müssen und wäre — weniger verachtet gewesen denn hier, als „freier“ Mann bei ehrlicher Arbeit.

Ein mecklenburgischer Tagelöhner-Kontrakt.

Um dem Leser einen Begriff zu geben, was ein mecklenburgischer Agrarier unter „gleichen Rechten und gleichen Pflichten“ versteht, lassen wir hier den Wortlaut eines Kontraktes folgen, zu dessen Charakterisirung wir nur bemerken, daß er einer der besten und liberalsten ist und aus dem Jahre 1895 stammt, also den Vorzug besitzt, zu zeigen, was heute dort noch Rechtens ist. Er lautet:

§ 1.

Der Tagelöhner muß der Dienstherrschaft und deren Vertreter treu, fleißig und gehorsam sein, auch nach Kräften dahin wirken, daß seine Frau, Kinder und Diensthoten sich ebenso betragen; er ist verpflichtet, nur bei der Gutsherrschaft in auf Arbeit zu gehen und täglich, wenn nicht Krankheit ihn daran hindert, auf Arbeit zu kommen, wogegen die Gutsherrschaft sich verpflichtet, demselben das ganze Jahr hindurch Arbeit zu geben.

§ 2.

Der Tagelöhner erhält:

1. eine Wohnung mit nöthigem Stallraum, wofür derselbe wie bisher die Miethe von 43 Mk. zu zahlen hat. Kleine Reparaturen am Hause und am Stall als: Ausbessern der Fußböden und Wände, Ausweißen, Einsetzen von Fensterscheiben und dergleichen hat der Tagelöhner selbst zu beschaffen, oder auf seine Kosten beschaffen zu lassen, jedoch soll ihm das Material an Steinen, Holz, Lehm und Kalk unentgeltlich verabfolgt werden. Das Umsetzen der Defen geschieht auf Kosten der Herrschaft, jedoch hat der Tagelöhner das Zupflegen auf eigene Kosten zu beschaffen.

2. einen Garten von zirka 60 Quadrat-Ruthen, sowie er zur Wohnung gehört.

3. Kartoffel- und Leinland im Felde 80 Qu.-Ruthen.

Bei etwaigem Wegzuge behält der abziehende Tagelöhner für den Sommer nur die Nuknießung des Gartens und wird ihm im Felde kein Kartoffel- und Leinland mehr abgemessen.

4. Weide und Futter für eine Kuh im Dorftagelöhnerstalle. Kraftfutter erhält dieselbe nicht, jedoch erhält der Tagelöhner im Felde noch 40 Qu.-Ruthen zum Anbau von Wicken, Biehwurzel oder Kartoffel, die der Tagelöhner aber selbst zu bearbeiten und aufzunehmen hat. Die Anfuhr geschieht vom Hofe, Auf- und Abladen von den Leuten.

5. Die Berechtigung, sich eine Zuchtgans zu halten. Weide auf der Brache zc. für die Gänse wird angewiesen. Hirten haben die Leute selbst zu halten; auch hat der Tagelöhner an den Hof zu Michaelis eine junge Stoppelgans von mindestens 10 Pfund abzugeben, wenn er mehr wie drei junge Gänse groß friegt. Mehr wie eine Zuchtgans darf nicht gehalten werden.

6. Feuerung, wie bisher:

2 Fuder Wadelholz und fünf Mille Torf, oder für den Torf entsprechend noch Holz, alles gegen Hau-, resp. Bereite-Lohn Auf- und Abladen haben die Leute unentgeltlich zu besorgen, während die Anfuhr vom Hofe geschieht. Umstürzen der Wagen ist verboten.

7. Branntweingeld für die Ernte:

für sich selbst 3 Mk.,

für den Hofgänger 1 Mk. 50 Pf.

8. Freien Arzt und Arznei für sich und seine Familie in Krankheitsfällen, jedoch ganz nach Bestimmung der Gutsherrschaft.

9. Tagelohn für jeden geleisteten nicht in Accord stehenden Arbeitstag für sich selbst und den Hofgänger gleich gerechnet:

vom 25. Oktober	bis 31. März	20 Pf. und 4 Pfd. Roggen.
„ 1. April	bis 30. Juni	60 Pf. und 4 Pfd. „
„ 1. Juli	bis 31. August	80 Pf. und 4 Pfd. „
„ 1. September	bis 24. Oktober	60 Pf. und 4 Pfd. „

Die Frau erhält beim Waschen u. s. w. pro Tag 50 Pf.

Bei Draußenarbeiten:

vom 24. Oktober	bis 31. März	pro Stunde	8 Pf.
„ 1. April	bis 31. Mai	„ „	10 Pf.
„ 1. Juni	bis 31. August	„ „	12 Pf.
„ 1. September	bis 24. Oktober	„ „	10 Pf.

Die Zeit für Hin- und Weggehen von der Arbeit wird nicht bezahlt. Die Frau muß auf Verlangen melken und erhält für das Mal 10 Pf.

10. Drescherlohn:

Das Korn wird thunlichst mit der Maschine gedroschen, es wird an Lohn für's Dreschen gegeben bei etwaigem Handdrusch der 17. Scheffel, beim Dreschen mit der Maschine, auch Dampfmaschine der 25. (fünfundzwanzigste) Scheffel resp. dasselbe Pfund, wenn hiernach gerechnet wird. Das Lohnkorn, wie oben bezeichnet, gilt für alle beim Dreschen beschäftigten Arbeiter zusammen und wird von gutem Korn gegeben.

§ 3.

Die bisherige Verpflichtung des Tagelöhners, einen Hofgänger zu halten, wird aufgehoben, sogenannte Berliner u. s. w. werden als Hofgänger nicht mehr angenommen, jedoch gerne gesehen, wenn der Tagelöhner sich seiner eigenen Kinder oder Verwandte oder einen anderen hiesigen ordentlichen Menschen als Hofgänger hält. Bei jedesmaliger Annahme des Hofgängers ist die Bestätigung der Gutsherrschaft oder deren dazu bestellten Vertreter einzuholen, auch muß der Tagelöhner auf Verlangen der Gutsherrschaft oder deren Vertreter seinen Hofgänger sofort entlassen.

Beim Dreschen mit der Maschine oder Dampfmaschine muß der Tagelöhner, wenn er keinen Hofgänger hält, seine Frau gegen den Hofgänger der sich Hofgänger haltenden Leute eintreten lassen, oder sich mit diesen über Stellvertretung durch die vorhandenen Hofgänger gütlich einigen. Tritt die Frau beim Maschinendrusch nicht mit ein und kann er keinen Stellvertreter schaffen, so erhält der Tagelöhner, welcher keinen Hofgänger stellt, nur die Hälfte desjenigen Lohnkorns, welches der Tagelöhner bekommt, der einen Hofgänger gestellt hat. Das Auftragen des Kornes geschieht wie bisher vorzugsweise durch die Hausfrauen.

Es werden für mindestens acht Tagelöhner zum Dreschen gerechnet. Haben dieselben nur zum Theil Hofgänger, so stellt der Hof die fehlende Anzahl; die Drescher, welche keinen Hofgänger halten, zahlen aber den Lohn und die Kost pro Tag an die Gutskasse.

Ebenso wird das Lohnkorn nur dann voll gegeben, wenn mindestens acht Tagelöhner vorhanden sind, sind es weniger, so kommt das entsprechende Lohnkorn an den Hof gegen Stellung der betreffenden Leute. — Es steht der Herrschaft frei, wenn weniger als acht Tagelöhner vorhanden sind, selbst Leute anzunehmen, welche alsdann am Dreschen theilnehmen und deren Lohnkorn an den Hof geht.

§ 4.

Die Verpflichtung der Tagelöhner, für den Hof 16 Besen zu binden, gegen 50 Pf. Bindelohn, 6 Pfund Heede zu spinnen, eine Klucke zu setzen und anderer kleiner Leistungen bleibt wie bisher von Bestand. Zum Setzen der Klucken erhalten die Leute die Eier vom Hofe geliefert; liefern sie hiervon mehr als drei Viertel der Eier junger Thiere ab, bekommen sie für jedes mehr abgelieferte Junge pro Stück 25 Pf., liefern sie weniger ab, müssen sie jedes hieran fehlende mit 25 Pf. bezahlen.

§ 5.

Nicht auf dem Hofe arbeitende Leute darf der Tagelöhner nur nach zuvoriger Anmeldung und mit Genehmigung der Gutsherrschaft oder deren Vertretung bei sich für kürzere oder längere Zeit aufnehmen, bei Strafe von 1 Mk. pro Nacht und Mensch.

§ 6.

Die Arbeitszeit wird wie folgt festgesetzt: Von Morgens 6 Uhr bis Abends 8 Uhr, beim Einfahren, bis es dunkel ist; in den kürzeren Tagen von Hellwerden bis es dunkel ist. — Mittagszeit wird anderthalb Stunden beim Einfahren, aber nur eine Stunde oder auch nur die zum Essen nöthige Zeit gegeben (z. B. für Lader und Beistaker); auch in sonst nach Ermessen der Herrschaft oder deren Vertretung nöthigen Fällen (z. B. beim Rübenverladen u. s. w.) wird die Mittagszeit auf die zum Essen nöthige Zeit beschränkt. Frühstücks- und Vesperzeit wird eine halbe Stunde, beim Einfahren zwanzig Minuten, gegeben; Vesperzeit fällt vom 24. Oktober bis 1. März aus, auch darf Niemand, er sei, wo er wolle, ob in Tagelohn oder Akkord stehend, zu Frühstücks- und Vesperzeit die Arbeitsstelle ohne jedesmalige spezielle Erlaubniß verlassen, noch weniger gar zu Hause gehen.

§ 7.

Es versteht sich von selbst, daß von den Dreschern für das in § 2, 11 bezeichnete Lohnforn alle mit dem Dreschen zusammenhängenden Arbeiten, als Strohtragen, Kornreinmachen, Kurz- und Raffwegtragen, Kornauftragen, kurz alles, was damit zusammenhängt, zu leisten sind.

§ 8.

Von den Leuten gehaltene Hofgänger erhalten, wenn sie zum Beistaken bestellt werden und diese Arbeit ordentlich verrichten, ein Aufgeld von 10 Pf. pro Tag; Kinder der Leute erhalten pro Tag 30 Pf., wenn sie auf Arbeit kommen.

§ 9.

Beim etwaigen Abzuge der Leute dürfen dieselben nichts mitnehmen, was in Wohnung und Stall niet- und nagelfest ist, z. B. Tröge, Bohlen, Bretter, Pfosten u. s. w., ebensowenig jegliche Einfriedigung.

§ 10.

Dieser Kontrakt beginnt mit dem 24. Oktober 1895 und endet am 24. Oktober desjenigen Jahres, in welchem er seitens der Herrschaft resp. des betreffenden Tagelöhners Östern gekündigt wird.

18 Nov. 1907

P. 102. 103

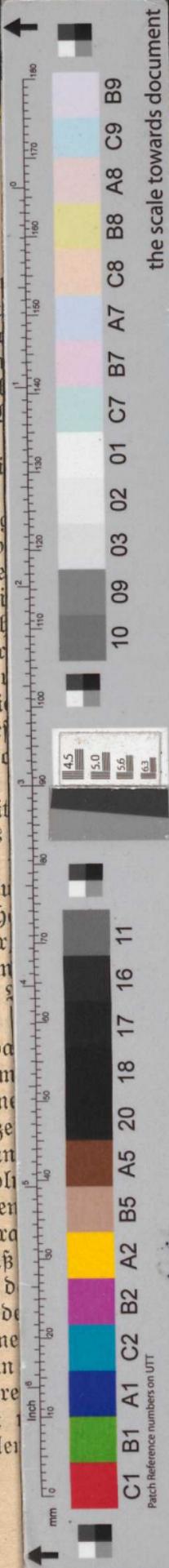
Druck von Max Bading, Berlin SW., Benth-Strasse 2.



Poesie und Prosa in der Landw

So poetisch, wie die Landwirthschaft in wird, erschien sie uns gar nicht. Wie oft ha aus den Gräben getrunken! Von dem vielen den Sonnenstrahlen hatten wir oftmals sold wir glaubten, der Kopf springe entzwei. D Getreides schon keine leichte Arbeit, das mühevoller und sogar womöglich noch schli einfahren. Hier mußte jeder seine ziemlich weiter geben. Es gehört immerhin Übung die Garben so schnell weiter geben will, w erhält. Am schlimmsten war es bei der Ge die Acheln überall hin: in die Strümpfe, i Hals, kurz, man konnte sich davor nicht w

Einiges Getreide wurde auch gleich auf fr Da es in der schwersten Arbeitszeit war, m Tagelöhner helfen. Um nun so wenig w nehmen, mußten die Hofgänger die schwer und für Zwei arbeiten. Der schlimmste P Elevator, genannt „Stoaker“. Hier mußte und das wegbesorgen, was zwei Mann mit Maschine hinein bekommen konnten. Dieses die schwerste Arbeit, die ich gemacht hatte, Sonne recht heiß vom Himmel brannte. Au welche vielleicht 75 Fuß im Durchmesser h gänger, 2 Frauen und ein alter Tagelöhner zacken mußte. Wir beiden Hofgänger bekam kaum die Lippen auf, höchstens zu einer die Frauen und der Tagelöhner, die konnten Obendrein standen sie so dicht zusammen, da ein wenig weiter bewegten. Als mein Kam mich heran rückte und das Stroh nicht me als er erst that, fingen die Weiber an zu ze „Dat geht nich! dat geht nich! Kumm man annern man auch wat maken.“ Wir verdoh daß sie diejenigen wären, die nichts thäten thun könnten. Der Mann der Frau kam hera Kollegen am Halse und nur dem Umstande, daß Forke auf ihn zukam, war es zu verdanken, d losließ. Wir mußten aber eilig retiriren, de übrigen Tagelöhner herauf; wir liesen nun schne gängern und so nahm denn unser Streit ein war, daß wir, da wir nun einmal unten ware konnten. Man darf ja seinen Posten, wenn f soll, nicht verlassen, wenn man auch umfallen



the scale towards document

ildert
wasser
ühen=
, daß
n des
noch
Heu=
allein
man
reicht
einem
den

schen.
n der
en zu
füllen
Stroh=
tehen
n die
haupt
n die
Riete,
Hof=
Rand
Arbeit
Aber
thlen.
nur
er an
warf,
reien.
t den
aber,
was
einen
bener
eund
a die
Hof=
nzige
ntken
tehen
ft.